



Ada Negri.

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — Februar.

No. 2

Redaktion: Berlin N. 4, Invalidenstr. 145.

Wirthschaftliche Neubildungen.

Von Dr. Paul Ernst in Wilmersdorf.

Nach allgemeinem Zeugniß ist die Geschichte bekanntlich die beste Lehrmeisterin; eben so bekannt wie diese Thatsache ist die andere, dass man auf ihre Lehren nicht zu hören pflegt.

Die schönste und bedeutendste Lehre, die man von der Geschichte empfangen könnte, wird die sein, dass der Fortschritt — mag man ihn nun als „Reform“, „Umsturz“, „Revolution“ oder sonst wie bezeichnen, niemals von aussen her bewirkt wird, sondern ein durch innerliche Gesetze bedingtes Sichselbstbewegen der Dinge darstellt; woraus für den praktischen Politiker folgen würde, dass es die von ihm so gefürchtete Umsturzgefahr gar nicht giebt; der wirkliche „Umsturz“ pflegt von ihm gar nicht gefürchtet zu werden; was er fürchtet, das sind entweder blossе Symptome des Ersteren, wie etwa die politische Bethheiligung der Arbeiterklasse in der Gegenwart, oder gänzlich unbedeutende Ereignisse, wie etwa ein gelegentliches anarchistisches Attentat, das ja doch nur durch die Furcht der Gesellschaft eine grössere Bedeutung gewinnt, als sonst ein derartiger Racheakt haben würde.

Als Schüler Hegels ist Marx, der Denker der Sozialdemokratie, stets dieser Ansicht gewesen. Ihre spezielle Anwendung auf die gegenwärtigen Umstände und seine eigenen politischen Ziele machte er so, dass er annahm, die gegenwärtige Gesellschafts-Verfassung erziehe sich in dem Proletariat, ihrem ureigensten Produkt, die Macht, welche sie ihrer Negation entgegenführen werde, nachdem sie selbst zur unerträglichsten Fessel der von ihr geschaffenen Art der Produktion, gleichfalls ihrem spezifischen Produkt, geworden sei: „Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch der Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Kon-

zentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateure werden expropriirt.“

Diese Meinung fasste Marx in einer Zeit politischer Revolution, unter dem Einfluss immer akuter werdender Welt-Handelskrisen, und im Hinblick auf das überraschend schnell sich entwickelnde politische Selbstbewusstsein der Arbeiter. Seit seinem Tode jedoch haben sich Momente geltend gemacht, die er nicht voraussehen und deshalb auch nicht würdigen konnte: die Thatsache, dass der ökonomische Druck die Regelung der Produktion, welche er erst von der Regierung der Arbeiterklasse erwartete, den Unternehmern selber aufzwingen würde in den Kartellen, wodurch die Thatsache der Fesselung der produktiven Kräfte durch die bestehende Organisation der Gesellschaft eine ganz andere Bedeutung erhielt, und den eigenthümlichen Eindruck, den das Sinken der Getreidepreise auf die reaktionärste Klasse der europäischen Gesellschaft ausüben sollte. Die Kartellidee und manche Vorschläge, welche gelegentlich des Preisfalls der ländlichen Produkte aufgetaucht sind, anticipiren grosse Stücke des sogenannten Zukunft-Staates und beweisen glänzend die scheinbar so triviale und doch nie praktisch befolgte historische Wahrheit, dass alles Neue sich nur auf dem Wege des ruhigen Werdens, des Sichselbstentwickelns bilden kann.

Auf zweierlei Weise konnten die Landwirthe dem ruinirenden Preisdruck zu entgehen suchen: einmal, indem sie durch gesetzgeberische Maassnahmen die Inlandspreise heraufsetzten, und zweitens, indem sie in Produktion und Verschleiss ihrer Waare sparten. Da das Zweite einer Klasse, die bei uns die politisch einflussreichste ist, viel schwerer zu erreichen schien wie das Erste, so wurde das Experiment der Kornzölle gemacht, durch das natürlich die schärfste Gegnerschaft der arbeitenden Klassen, die ihr Brot vertheuert sahen, und die Gegnerschaft der Industriellen, soweit sie auf den Export angewiesen waren, erregt wurde; zudem stellte es sich heraus, dass der weitere Preisfall doch unter dem Zoll durchging, und seitdem erscheint der Zoll, der seiner Zeit mit merkwürdiger Leichtfertigkeit begründet wurde, so wenig schätzenswerth mehr, dass man ihn theilweise sogar für den weiteren Preisfall verantwortlich macht. In derselben Richtung wie der Zoll soll der Antrag Kanitz wirken. In ihm steckt bereits ein starkes kommunistisches Element, wie ja denn auch bekanntlich ein ganz ähnlicher Antrag in Frankreich von Jaurès ausgegangen ist; wie indessen jedes Stück Kommunismus, das in die bestehende Gesellschafts-Ordnung eingeflickt werden soll, auf irgend eine Weise utopisch wird, so würde die Realisirung der Projekte zu den ärgsten Konflikten Veranlassung geben.

Vorschläge auf Ersparnisse in der Produktion des Getreides sind naturgemäss rein technischer Natur und haben für eine allgemeine wirthschaftliche Betrachtung kein Interesse. Dafür sind jedoch zwei Vorschläge desto interessanter, welche sich mit einer Neuorganisation der Distribution befassen, nämlich die Verwendung der Elevatoren nach dem Projekt des Herrn v. Grass-Klanin und die Idee des Herrn Till, die

vermittels des Staatsmonopols die Verarbeitung des Getreides zu Brot vereinfachen und dadurch zu Gunsten der Landwirthe wie der Konsumenten verbilligen will. Beide Vorschläge würden an Stelle der gegenwärtigen blinden Willkür und des Zufalls, welcher das Verhältniss von Produzent zu Konsument beherrscht, Plan und Ordnung setzen — genau dasselbe, was die Kartelle auf industriellem Gebiete wollen und erreichen, und ziemlich genau der Punkt, an dem der Kommunismus einsetzt.

Die deutsche Bevölkerung gebraucht ungefähr 10 Mill. Tonnen Brotfrucht, von denen ca. 1 Million aus dem Ausland importirt werden muss. Denken wir uns die Kornzölle fort, so würde die 1 Mill. Tonnen importirtes Korn nach den Produktionskosten des Auslandes plus den Transportkosten bis Bremen und plus den Transportkosten von Bremen zu den betreffenden Konsumtionsorten in den Korn unterproduzierenden Provinzen und Staaten: Schlesien, Westphalen, Brandenburg, Württemberg, Baden, Elsass-Lothringen, Hessen, Sachsen, Rheinland verkauft werden. Die 9 Millionen Tonnen Brotfrucht, welche im Lande selbst produziert werden, würden aber nicht entsprechend zu ihren Produktionskosten plus den Transportkosten, in den Getreide unterproduzierenden Gegenden vom Land in die nächste Stadt, in den andern zum Theil vom Land in die nächste Stadt, zum Theil in die nächste unterproduzierende Gegend zu verkaufen sein; die Preisbildung würde hier vielmehr auf folgende Weise vor sich gehen.

Der Kornproduzent in der Gegend von Pyritz, nehmen wir an, kommt zu dem Händler, um ihm sein Korn anzubieten. Zwei Drittel der gesammten Ernte werden in der Provinz verzehrt, ein Drittel muss nach Aussen geschafft werden; nach diesem Maassstab soll auch das Korn unseres Mannes behandelt werden; $\frac{2}{3}$ sollen nach Pyritz kommen, $\frac{1}{3}$ werde nach Stettin gebracht und von da nach dem Königreich Sachsen geschickt. Der Händler kann natürlich, wenn er nicht schon vorher Lieferungsabschlüsse in Pyritz gemacht hat, nicht wissen, ob er nicht vielleicht Alles fortschicken muss, und wenn er Verträge abgeschlossen hat, so wird er naturgemäss doch den möglichen Gewinn machen. Er wird also dem Produzenten den Stettiner Preis in seiner Zeitung zeigen, von diesem die Transportkosten bis Stettin abziehen, und den Rest dem Produzenten auszahlen. Der Stettiner Preis aber wird bestimmt durch die Möglichkeit, fremdes Getreide mit so und so viel Produktionskosten plus so und so viel Transportkosten nach dort zu schaffen. Der Konsument in Pyritz auf der anderen Seite wird in den meisten Fällen vom Händler das Getreide nicht zu dem Preis bekommen, welcher den Produktionskosten plus Transportspesen der Güter in der Nähe entspricht, denn der Händler kann ja nicht wissen, ob er ihm Korn aus der Nähe beschaffen kann, sondern er wird den Stettiner Preis plus den Transportspesen von Stettin nach Pyritz zahlen müssen.

Der Produzent könnte nun mit den grossen Konsumenten, den Mühlenbesitzern, ganz gut direkt verhandeln, und dadurch würde jene Fiktion, dass das Korn erst nach Stettin und wieder zurück müsse, hinfällig, und der Gewinn, den jetzt der Händler macht, respektive die *faux frais*, die durch zweckloses Herumschicken der Waare entstehen,

würden ihm zu gute kommen. Allein er hat gleich nach der Ernte Geld nöthig und ist deshalb gezwungen, an den Händler zu verkaufen. Der Händler könnte in vielen Fällen von der Fiktion des Herumschickens der Waare abstrahiren und auch dadurch käme den Produzenten jener Vortheil zu gute; aber da er gleich nach der Ernte die grossen Bestände übernehmen muss, die er doch erst bis zur nächsten Ernte völlig abgestossen hat, und da er nicht wissen kann, wie sich die Preise in dieser langen Zeit bewegen, so muss er sich durch Terminverkäufe, die er nur in Stettin bewerkstelligen kann, decken, gewissermassen vor einem eventuellen Preisfall versichern, kann er also gar nicht anders, als Stettiner Notirungen seinen Geschäften zu Grunde legen.

Könnte man einer Organisation die Absätze schaffen, durch welche einerseits eine klare und deutliche Uebersicht über die momentanen Verhältnisse zwischen verkäuflicher Waare und Nachfrage geschaffen würde, andererseits die Landwirthe Gelegenheit erhielten, das nach der Ernte ihnen nöthige Geld in die Hand zu bekommen, ohne dass sie gleich den Markt mit ihrem Korn vollstopfen, so würde offenbar den Landwirthen schon sehr viel geholfen sein.

v. Grass beabsichtigt nun, diesen Effekt zu erreichen durch Errichtung von Elevatoren, Silos oder Kornhäusern, wie sie genannt werden.

Kornhäuser wurden zuerst in den Vereinigten Staaten, dann auch in andern Getreide exportirenden Ländern gebaut. Sie befinden sich dort an den Stellen, wo die Umladung des Kornes aus den Waggons in die Schiffe stattfindet. — Voraussetzung ist, dass Standardqualitäten produziert werden. Das Korn wird lose, nicht in Säcken, in die Waggons verladen. Die Silos sind hohe, cylinderförmige Räume, in welche oben die Eisenbahnstränge einmünden. Kommt eine Anzahl Waggons an, so wird das Korn von einem vereideten Taxator gradirt, d. h. es wird festgestellt, welcher Qualität es ist, und danach dem entsprechenden Raume zugewiesen; hier wird der Waggon auf die einfachste Weise entleert, indem man die Körner eine schiefe Ebene hinunter in den Raum gleiten lässt, wo bereits das Korn anderer Besitzer liegt. Der Besitzer bekommt für die abgelieferte Quantität einen Schein, auf welchem die Zahl der Centner seiner Qualität verzeichnet steht, die er abgeliefert hat und auf die er Anspruch hat — nicht auf dieselben Körner also, sondern nur auf ein beliebiges, gleich grosses Quantum. Dieser Schein ist beleihbar, sodass also der Mann gleich nach der Ernte Geld bekommen kann, ohne zu verkaufen. Scheint ihm die Zeit günstig, so telegraphirt er an den Lagerort den Verkauf; die Ueberladung geschieht wieder ganz einfach, indem sich die Schiffe nahe an die Silos legen, und aus diesen das Korn wieder auf einer schiefen Ebene oder sonstwie in das Schiff gleitet.

Eine ausführliche Beschreibung der Elevatoren gab zum ersten Mal Rud. Meyer in seinem Buch über die amerikanische Konkurrenz, wo er auch zugleich darauf hinwies, dass diese Einrichtungen von wesentlicher Bedeutung für die Möglichkeit der Verwerthung des amerikanischen Kornes sind, und eventuell, sachgemäss umgestaltet, den europäischen Produzenten im Konkurrenzkampf helfen würden.

Natürlich lässt sich eine Einrichtung, die für die Verhältnisse eines Getreide exportirenden Landes geschaffen ist, nicht ohne weiteres mechanisch auf unsere Verhältnisse übertragen. Die Grundprinzipien für die Lösung unseres Problems sind jedoch jetzt bereits gegeben: Zusammenfassen der Brotrucht, statt in einer unkontrollirbaren Menge von Händen, in Lagerhäusern, über deren Inhalt man durch wöchentliche Bulletins stets auf dem Laufenden erhalten bleibt, und Versorgung der Verkäufer mit dem nöthigen Geld.

v. Grass denkt sich die Kornhäuser nun an den ländlichen Bahnstationen errichtet, in der Nähe der Produktionsorte und der Orte, wo voraussichtlich ein grosser Theil des Getreides auch konsumirt werden wird, aber auch doch an der grossen Verkehrsader, durch die es in andere Provinzen geführt werden kann. Wie die Organisation im Detail sein soll, hat er leider nicht angegeben, und man erfährt nicht viel mehr von ihm, als was man bereits aus Meyer und den Uebrigen, die über ähnliche Sachen geschrieben haben, weiss. Dabei involvirt doch aber schon die Thatsache, dass die Bestände der Kornhäuser dem Lokalkonsum zur Benutzung frei stehen sollen, einen ganz bedeutenden Unterschied von allem Früheren. Eine konsequente Durchführung würde, nachdem endlich, was doch wohl bei unseren Verhältnissen sehr schwierig ist, Standardqualitäten erzielt sind, nachdem ferner eine intelligente Vertheilung der Kornhäuser überall von einer einheitlichen Stelle aus stattgefunden hat, eine einheitliche Leitung insofern voraussetzen, als Produzenten wie Konsumenten nicht direkt miteinander verkehren dürften, sondern durch Vermittelung der Zentrale, welche auf Grund ihrer allgemeinen Uebersicht am besten disponiren kann, wo am vortheilhaftesten das Korn niedergelegt und abgeholt wird. Aehnliche Institutionen hat man ja bereits bei manchen Kartellen. Die Zentrale wird sich vielleicht praktisch in verschiedene übergeordnete Stufen gliedern, von denen die unterste die Versorgung der nächsten Nachbarschaft leitet und die oberste die grossen Bewegungen zwischen den Provinzen und vom Ausland zu regeln hat. Da man solche wichtigen Dinge doch unmöglich dem Privatkapital überlassen kann, so würde das Reich Bau und Leitung der Kornhäuser zu übernehmen haben und das Monopol des Getreidehandels für sich beanspruchen müssen, hier natürlich nicht zu dem Zweck, das Korn zu vertheuern, wie nach dem Vorschlage des Grafen Kanitz.

Der Vortheil, welchen die landwirthschaftlichen Unternehmer bei einer solchen Organisation machen würden, ist ziemlich bedeutend. Nach einer Mittheilung des Herrn v. Grass schwankt der Abzug, der von dem Börsenpreis gemacht wird, zwischen 5 und 20 Mk.; wenn man bedenkt, dass sogar in Pommern, der am stärksten Getreide exportirenden Provinz, zwei Drittel der Ernte in der Provinz selber bleibt, so würde es doch eine bedeutende Ersparniss bedeuten, wenn die Ueberführungskosten nicht abgezogen zu werden brauchten.

Viel wichtiger aber als die Bedeutung als Unterstützung der Landwirthe würde die Bedeutung des Vorschlages für die Weiterentwicklung unserer staatswirthschaftlichen Zustände sein.

Ueberall vermorschen die alten wirtschaftlichen Zustände, und überall zeigt es sich, dass unter dem Vermorschten Neues steckt. Die gesellschaftliche Regelung von Produktion und Distribution führt sich sozusagen von selbst ein. Prinzipiell ist eine Wirtschaftsverfassung, die auf der freien Konkurrenz ruht, schon überwunden mit dem ersten Kartell, das sich hält; wenn aber ein so ungeheurer Theil der gesamten Produktion, wie das Brotgetreide, sich den Bedingungen der neu entstehenden Wirtschaftsreformen fügen kann oder sich zu fügen gezwungen ist, so ist das auch ein grosser praktischer Schritt in die Zukunftsverhältnisse.

Es würde mehr Raum nöthig sein, als eine Zeitschrift gewähren kann, wenn man die ganze Sache so gründlich untersuchen wollte, wie es nöthig ist. Herr v. Grass hat das, wie erwähnt, nicht gethan, und sein ganzes Verdienst besteht demnach eigentlich nur darin, dass er die Idee in Deutschland populär gemacht hat. Schon allein die Nothwendigkeit, Standardqualitäten zu erzeugen, würde die ganze Landwirthschaft bei uns revolutioniren. Aber auch eine ganze Menge anderer, höchst schwieriger Probleme sind noch zu lösen. Es ist doch ein grosser Unterschied, ob sich Institutionen langsam unter Beihilfe aller konkurrirenden Betheiligten auf die alte, sagen wir mechanisch-unbewusste Weise entwickeln, oder ob sie bewusst vom Staat nach einem vorher auf dem Papier entworfenen Plan eingeführt werden; noch vor ein paar Jahren waren es nur utopistische Sozialisten, die überhaupt an die Möglichkeit einer derartigen Prozedur glaubten; und wenn jetzt auch Alles mehr und mehr zum Glauben an die Möglichkeit gezwungen wird, so ist doch die Sache dadurch um nichts leichter geworden.

Noch weit bedeutender für unsere Volkswirtschaft wie die v. Grass'schen Pläne würde das Projekt eines staatlichen Brotmonopols des Herrn Till sein. Till besitzt eine Kunstmühle und Brotfabrik, ist also, wie Herr v. Grass, Praktiker.

Der Ausgangspunkt Till's ist die Thatsache, dass in der Bäckerei noch fast nirgends die technischen Errungenschaften der Neuzeit benutzt werden, sondern dass hier im Wesentlichen noch die veraltete handwerksmässige Produktionsmethode üblich ist. Wenn es gelänge, die Broterzeugung so zu gestalten, dass sie dem modernen Können entspräche, so würde dadurch eine derartige Ersparniss erzielt, dass nicht nur ein höherer Getreidepreis an den Kornproduzenten gezahlt werden könnte, sondern sogar das Brot für den Konsumenten noch verbilligt würde. Da die Getreidepreise in den letzten Jahren immer so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit erregt haben, hat man ganz vergessen, dass im fertigen Brot der Preis des Kornes den kleineren Theil bildet, dass also die Umwandlung des Kornes in Brot für die Preisbildung wichtiger ist, wie die Produktion des Kornes. Nach den Mittheilungen des Herrn Till kosten 100 kg Mehl im Preis von 11 fl. in gewöhnliche grosse Hausbrote zu verbacken, 12 fl. 20 kr.; bei Kipfelsemmeln kostet das Mehl 14 fl. 20 kr., die Verbackungskosten betragen 35 fl. 80 kr. In der Fabrik würden sich die Kosten auf respektive 3 und 12 fl. stellen, also auf den vierten und dritten Theil der gegenwärtigen, und der Preis des Brotes

würde von 23 fl. 20 kr. auf 14 fl., der der Semmeln von 50 fl. auf 26 fl. 20 kr. fallen.

Angeichts dieser Zahlen wird man zugeben müssen, dass unter Voraussetzung einer rationalen Backmethode die Getreidepreise ganz gut gesteigert werden können. Die Frage ist nur die, wie es möglich sein wird, die Differenz der Produktionskosten auch zu einer wirklichen Preisdifferenz zu machen. Bekanntlich genügt es nicht, eine Waare zu produziren, sie muss auch verkauft werden, und die Verkaufsspesen kommen zu den Produktionskosten als wichtiges preisbildendes Moment hinzu. Sie betragen immer einen ziemlich hohen Prozentsatz der Produktionskosten, einen desto höheren, je grösser die Gefahr des Verderbens, die Nothwendigkeit eines grossen Lagers und tausend andere Umstände sind. Hier liegt auch das Moment, welches bis jetzt verhütet hat, dass die bestehenden handwerksmässigen Betriebe in der Bäckerei überall durch Fabriken verdrängt sind, was sowohl im Interesse der Bäckereiarbeiter und des Publikums, welches oft das ekelhafteste Zeug von den Bäckern bekommt, zu wünschen wäre. Der Bäcker mit seinem kleinen Kundenkreis, der durch den Lehrlingen und die Frau bedient wird, hat sehr geringe Verkaufsspesen, die Fabrik, die überall Niederlagen errichten muss, so hohe, dass die noch nicht 50 resp. 30 Prozent des Gesamtpreises betragende Ersparniss in der Produktion durch sie ziemlich absorbiert werden wird. Wie der so in jeder Hinsicht schädliche Kleinhandel aber fast überall von einer ungerechtfertigten Bequemlichkeit des Publikums das Leben fristet, so auch hier. Nur weil die Fabriken in der Bequemlichkeit der Versorgung nicht mit den Bäckereien konkurriren können, haben sie noch nicht überall Fuss gefasst, und sie werden auch nirgends Fuss fassen, wenn nicht irgend ein Moment des Zwanges dazu kommt, durch welches der bisherige Trägheitswiderstand überwunden wird.

Till will zu dem Zweck ein Monopol des Staates auf die Broderzeugung einführen. Der Staat soll von den Kornproduzenten das Getreide zu Preisen einkaufen, welche dem Produzenten die Produktionskosten und einen angemessenen Gewinn garantiren; das nationale Defizit soll er aus dem Ausland auf dem billigsten Wege beschaffen. Vermahlen soll das Korn von selbstständigen Müllern werden, weil hier der Staat in eigener Regie nur theurer arbeiten könne, und dann soll es in Brotfabriken, welche je nach Bedarf in den Städten errichtet sind, zu Brot verwandelt werden. Eine intelligente Einrichtung und Kornverwaltung vorausgesetzt, müsste dann der Verkauf des Brotes sogar weniger Kosten verursachen, wie der irgend eines gewöhnlichen grossindustriell hergestellten allgemeinen Bedarfsartikels; der tägliche Konsum steht ja fest.

Die Verbindung dieses Projektes mit dem Kornhäuserplan des Herrn v. Grass erscheint sehr leicht. Würde die Sache gemacht, so hätten wir hier das sozialistische Problem an einem grossen Konsumartikel theilweise gelöst, so weit es innerhalb der kapitalistischen Waarenproduktion überhaupt zu lösen ist, und die grossen Vortheile schon solcher unvollkommenen Lösung liegen klar auf der Hand.

Es ist natürlich vollständig ausgeschlossen, dass eine derartige organische Arbeit von dem heutigen Staat in die Hand genommen wird,

obwohl sie durchaus im Interesse der Agrarier liegt, und zwar diesmal, ohne dass die Interessen anderer Bevölkerungsschichten geschädigt werden. Das diese Arbeit unterlassen bleibt, ist sehr zu bedauern; denn wenn man auch durchaus dem reaktionären Junkerthum feindlich gegenüber steht und aus dessen wirtschaftlichem Zusammenbruch, der ja nahe bevorsteht, politisch bessere Zeiten erwartet, so kann man sich doch nicht verhehlen, dass der Zusammenbruch durch den Ruin des Bodens, welchen die derzeitigen Besitzer bebauen, zu einer grossen Gefahr für die gesammte nationale Wirthschaft werden kann, und dass ein allzu frühzeitiger Erfolg die alsdann einzig mögliche sozialdemokratische Regierung in arge Verlegenheit bringen kann, weil unsere Zustände doch noch zur Zeit nicht reif sind für eine allgemeine kommunistische Organisation.

Naumann.

Der Kampf für und gegen Naumann beschäftigt seit einiger Zeit in ziemlich regelmässig wiederkehrenden Zwischenräumen die Journale des Tages. War der brennende Punkt in diesen Debatten früher seine Stellung zur Kirchenbehörde, so ist es heute seine Stellung zu den politischen Parteien. Wenn dieser Aufsatz sich ebenfalls mit Naumann beschäftigt, so geschieht es aus dem Grunde, weil in der grossen Masse von Zeitungsnotizen keine einzige zu finden ist, die auch nur einigermaassen Anspruch auf richtige Beurtheilung Naumann's machen könnte. Denn dass auf der einen Seite mit dem Vorwurf „Liebängeln mit der Sozialdemokratie“, auf der anderen mit dem Schlagwort „Pastoren-Sozialismus“ rein garnichts gesagt ist, wird Jedermann zugeben.

Erst vor Kurzem veröffentlichte die „Konservative Korrespondenz“ wieder einen Artikel über Naumann, in der er dieselben Vorwürfe zu hören bekam, die sonst den Sozialdemokraten gemacht werden: Verhetzung, Weckung von Unzufriedenheit u. s. w., so dass Jeder sehen konnte, in der konservativen Partei hat Naumann nichts zu suchen. Wer aber glaubt, dass Naumann als eifriger Vorkämpfer des Proletariats im sozialdemokratischen Lager mit offenen Armen empfangen werde, würde sich nicht weniger täuschen.

Eine nähere Betrachtung des Programms der christlich-sozialen Partei jüngerer Richtung wird dieses scheinbare Räthsel lösen. Das Programm der Partei ist bis auf Weiteres identisch mit dem der evangelischen Arbeitervereine. (Hilfe, I. Jahrg. No. 17 S. 5.) Da lesen wir im prinzipiellen Theil dieses Programms:

„Wir vermeiden es, unsere Forderungen aus irgend einer einzelnen national-ökonomischen Theorie herzuleiten.“

Diese negative Formulirung richtet sich in der Praxis in erster Linie gegen den Kollektivismus.

In der Naumann'schen Broschüre: „Was heisst christlich-sozial“ heisst es S. 83 unten: Schall sagt („Die Sozialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrthümern, und die Stellung der protestantischen Kirche zur sozialen Frage“ von Eduard Schall, Pastor in Bährdorf, Braunschweig) ganz richtig: „Der Kollektivismus ist die Seele der sozialdemokratischen Partei“, sodann auf S. 86 unten: „Die Sozialdemokratie ist im ersten Theil des Programms kollektivistisch, und im zweiten Theil, soweit er wirtschaftlichen Inhalt hat, sozialreformerisch. Jenes mag die Seele sein, dieses der Leib. Uns ist in diesem Fall der Leib

lieber als die Seele. Wir verzichten rundweg auf ein geschlossenes wirtschaftliches System“.

Also: Prinzipielle Ablehnung des Kollektivismus, kein geschlossenes wirtschaftliches System, das das herrschende von Grund aus umgestaltet, keine Reformation, sondern Reform.

Welcher Art ist diese Reform? (S. 86.) „Sie richtet sich gegen die beiden Quellen der Kapitalmacht, die Bodenrente und den Unternehmergewinn. Um die Bodenrente nicht endloses Kapital (=Anrecht auf Arbeit anderer Menschen) erzeugen zu lassen, ist es nöthig, dass ihr Genuss den privaten Händen entzogen wird, ohne dass damit der auf dem Grund und Boden befindliche Wirtschaftsbetrieb vergesellschaftet werden müsste. Als Wege dazu sehen wir an:

1. staatlich obligatorische Hypothekenbanken,
2. Taxirung des heutigen Bodenwerthes und staatliches oder kommunales Aneignungsrecht zu diesem Preis im Falle des Besitzwechsels.

Um den Unternehmergewinn in ein rechtes Verhältniss (zum Lohn der Arbeiter) zu setzen, dienen Arbeiterschutzgesetze und progressive Steuern. Um vorhandene, durch bisherige Misswirtschaft angewachsene Riesenvermögen zu verkleinern, dienen Erbschaftsabgaben an die Gesellschaft.“

Die Würdigung dieses Programmes ist hier nicht unsere Sache. Es interessirt uns nur, bestätigt zu sehen, dass es sich nicht um prinzipielle Aenderung des ganzen heutigen Wirtschaftssystems handelt, nicht um eine von Grund aus umgestaltende Reformation, sondern um eine Reform, bei der allerdings (vergl. den Satz über die Bodenrente) „theilweise eine gesellschaftliche Verwaltung nöthig und dienlich sein wird“ und bei der (kommunales Aneignungsrecht im Falle des Besitzwechsels) ein Verfahren vorgeschlagen wird, das etwas an Expropriation erinnert. Etwas Weiteres interessirt uns aber auch noch. Wie wir eben gesehen haben, hält Naumann den zweiten Theil des Erfurter Programms, soweit er wirtschaftlichen Inhalt hat, für sozialreformerisch, er selbst ist, wie wir eben gesehen haben, Sozialreformer. Daraus folgt: In einem heutigen Parlament könnte Naumann bei sämtlichen Anträgen der Sozialdemokraten, soweit diese Anträge wirtschaftlichen Inhalts sind, prinzipiell Schulter mit den Sozialdemokraten stehen. Wahrlich ein Vereinigungspunkt von hervorragender praktischer Bedeutung. Dass damit nicht zu viel gesagt ist, soll noch ein Beispiel klar machen.

In den „Gedanken zum christlich-sozialen Programm“ (Dem evangelisch-sozialen Kongress gewidmet), Hilfe I, No. 22, Seite 2, b., lesen wir: „Die Steuergesetzgebung hat den Zweck, die erforderlichen Mittel für die allgemeinen Aufgaben des Reiches, der Einzelstaaten und der Ortsgemeinden zu beschaffen. Ein Ausgleich der Vermögensunterschiede kann erst in zweiter Linie in Betracht kommen, ist aber sehr wesentlich. Da der Staat die Sicherheit der Erbschaften garantirt, so kann er auch Bestimmungen über deren Umfang und die Bedingungen ihrer Uebnahme aufstellen. Da die durch Verschiedenheit der Länder nicht ganz zu vermeidenden indirekten Steuern die Masse des Volks unverhältnissmässig belasten und bei allgemeinen Bedarfsartikeln geradezu als Kopfsteuern wirken, so müssen zu ihrer Ergänzung nach oben hin stärker als bisher steigende Einkommensteuern erhoben werden. In Betreff der Deklaration des Einkommens ist das Gewissen der beteiligten Volksschichten zu schärfen. Da ein Einkommen aus gesichertem Vermögen weniger Gefahren ausgesetzt ist, als ein Einkommen aus Arbeit, so muss es als in höherem Grade steuerkräftig angesehen und behandelt werden.“

Der betreffende Abschnitt lautet im zweiten Theil des Erfurter Programms, 10. Abschnitt, folgendermassen: „Stufenweis steigende Einkommens- und Vermögenssteuer zur Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, soweit diese durch

Steuern zu decken sind. Selbsteinschätzungspflicht; Erbschaftssteuer, stufenweis steigend nach Umfang des Erbguts und nach dem Grade der Verwandtschaft; Abschaffung aller indirekten Steuern, Zölle und sonstigen wirthschaftspolitischen Massnahmen, welche die Interessen der Allgemeinheit den Interessen einer bevorzugten Minderheit opfern“.

Man sieht: Es sind ganz dieselben Forderungen; im Erfurter Programm in kürzerer und präziserer Fassung. Der einzige Unterschied ist der, dass Naumann glaubt, die indirekten Steuern seien bei der Verschiedenheit der Länder „nicht ganz“ zu vermeiden. Praktisch strebt er ebenfalls ihre Abschaffung energisch an.

Wie gesagt, wenn dieser Abschnitt als Antrag irgendwo gestellt werden würde, so würden alle Fraktionen (die konservativen Agrarier in erster Linie) ihm durchfallen lassen, dafür stimmen würden die Sozialdemokratie und die christlich-soziale Partei.

Wir haben gesehen, der wirthschaftliche Standpunkt Naumann's ist prinzipiell, theoretisch verschieden von dem sozialdemokratischen, insofern Naumann jede Theorie überhaupt, eine kollektivistische insbesondere, ablehnt, praktisch, im einzelnen Fall konnten wir keinen Unterschied entdecken. Wir wundern uns deshalb jetzt zwar nicht mehr, wenn Naumann nicht mit der sozialdemokratischen Partei zusammengeht, aber seine scharfe Stellungnahme gegen die Sozialdemokratie scheint danach wenig verständlich. Sehen wir weiter:

Wir lesen in der schon genannten Broschüre: „Was ist christlich-sozial?“ Seite 87: „Wir sagen: Der Hauptirrthum der Sozialdemokratie ist eben, dass sie nur eine einzige Melodie spielt für Stadt und Land, für Industrie, Handel, Handwerk, Kunst: die eine Melodie vom grossen Tage der allgemeinen Vergesellschaftung. In diesem Sinne haben wir auf dem vierten evangelisch-sozialen Kongresse die Sozialdemokratie als innerweltlichen Chiliasmus bezeichnet. Was wir damit sagen wollen, ist Folgendes: Wie der Chiliast an ein vollkommenes materielles Paradies glaubt, das nicht mühselig erarbeitet wird, sondern als freies Geschenk aus der Höhe herniedersteigt, so glaubt der Sozialdemokrat an die Verwirklichung eines Phantasie-Ideals in Folge der Vergesellschaftung, die nicht bewusst erarbeitet wird, sondern die im Schoosse der heutigen kapitalistischen Weltzeit sich von selbst vorbereitet“ u. s. w. Seite 88: „Die Sozialdemokratie ist in der Theorie ganz antikapitalistisch, aber sie thut in der Praxis dem Kapital nicht weh, da es nun einmal ihr Glaubenssatz ist, dass die kapitalistische Gesellschaft sich selbst tödtet. Hierin liegt unseres Erachtens ihr Hauptirrthum.“

Innerweltlicher Chiliasmus also wird der Sozialdemokratie vorgeworfen! Sie sei keine Gegenwartsparthei! Weil Naumann vorhin prinzipiell den Kollektivismus abgelehnt hat, sich also keinen, wie er glaubt, unerfüllbaren, unnöthigen und hemmenden Träumereien hingiebt, so folgert er jetzt, er und seine Partei verfare deshalb nothwendig viel praktischer. Seine Partei warte nicht, bis der Götze Kapital endlich im Verscheiden liege, nein, sie gehe jetzt schon dem Kapitalismus kräftig zu Leibe.

Nun fragt es sich doch sehr, ob der, welcher der Ueberzeugung ist, dass der Kapitalismus nicht eher beseitigt werden könne, als bis er sich selbst ausgelebt und aufgebraucht hat, trotz dieser Ueberzeugung die Auswüchse des Kapitalismus, seine zu Tage tretenden schlimmen Folgen nicht mit aller Kraft zu beseitigen suchen kann. Es fragt sich sehr, ob Naumann das Recht hat, den Sozialdemokraten, deren Thätigkeit doch wahrhaftig nicht intensiver und angestrenzter sein könnte, „chiliastisches Warten auf ein nicht bewusst erarbeitetes Paradies der Vergesellschaftung“ vorzuwerfen.

Das thut aber Naumann. Er ruft den Leuten zu: Glaubt den Sozialdemokraten nicht, sie vertrösten euch bloss auf die Zukunft, wir, die christlich-soziale Partei, „schreiben den praktisch gegenwärtigen Antikapitalismus auf unsere Fahne“. - Ob Naumann hierin Recht hat, ob die Sozialdemokraten trotz ihrer Zukunftshoffnung auch jetzt schon nicht ebenso energisch an der Arbeit sind, wie er, brauchen wir hier nicht zu erörtern. Wir stellen bloss die Trennungsgründe fest, und das hier ist eben ein brennender Punkt. Das hat schon einige Zugkraft, wenn da gegenübergestellt wird: Zukunftsmusik — Gegenwartspolitik; Revolution — sozialer Rechtsfortschritt.

In der christlich-sozialen Partei, so wie sie uns heute entgegentritt, spielt Naumann die Hauptrolle. Die Partei hat nur ein Organ, die „Hilfe“. Denken wir uns Naumann's Artikel weg, so würde wenig mehr übrig bleiben. In der „Hilfe“ stammt das Meiste und Beste von ihm selbst.

Haben wir uns bisher mehr an das Programm der Partei gehalten, so kommen wir jetzt immer mehr auf persönliche Dinge. Als vor Kurzem Friedrich Engels aus den Reihen der Kämpfenden trat, da legte Naumann wohl für den scharfen Kritiker der Volkswirtschaft, den klaren Ansarbeiter sozialistischer Ideen im Geist einen schlichten Kranz nieder, aber den historischen Materialismus, den Engels vertrat, lehnte er auf's Bestimmteste ab. Er verwirft grundsätzlich die Geschichtsauffassung, „die alle historischen Erzeugnisse und Vorstellungen, alle Politik, Philosophie, Religion aus den materiellen ökonomischen Lebensverhältnissen der fraglichen geschichtlichen Periode erklärt“, er will durchaus nichts davon hören, dass unter den tausend Faktoren, welche die Entwicklung, den Fortschritt erzeugen, die ökonomischen die wichtigsten seien, weil die ersten und treibenden; nein, sagt Naumann, umgekehrt ist es so: die ideellen Verhältnisse sind es, welche die erste Rolle spielen.

Nun ist es bei Naumann ein entschieden sympathischer Tag, dass er auf die Frage, woher sollen wir denn nun die Gesinnung nehmen, um den Uebeln der heutigen Gesellschaft abzuhelpen, wer lehrt uns diese Gesinnung, dass er auf diese Frage nicht allgemeine Redensarten führt über theistische Religion, oder ethische Bestrebungen u. s. w., sondern klipp und klar die Antwort giebt: Christus allein ist es; nach dem ich mich richte, auch in den Fragen, die unsere Zeit vorlegt. Er sagt da (Christl.-soz., Seite 17): „Ich habe öfter die Frage zu beantworten: Was sollen wir studiren, um in Ihrem Sinn arbeiten zu können? Wo diese Frage von Jemand gestellt wird, der bereit ist, etliche Jahre seines Lebens an das Studium und sein ganzes Leben an das Resultat dieses Studiums zu wagen, da gebe ich im Grunde keine andere Antwort als: „Marx und Christus“. Da weiss man doch, woran man ist. Nun, und da haben wir so recht den Punkt, wo von links und rechts Tadel und Vorwürfe hageldicht auf den Führer der christlich-sozialen Partei hereinsausen. Von links: da kann zur Zeit keine Rede davon sein, dass Naumann auch nur einigermaßen verstanden wird. Was thut die Kirche, die Repräsentantin, und für den gemeinen Mann der Inbegriff der Religion, was thut sie für den vierten Stand? Wenn wir von der quantitativ geringen Thätigkeit der inneren Mission absehen, bleibt wenig übrig. Kein Wunder, wenn dieser vierte Stand von „Cheks auf's Jenseits“ redet, kein Wunder, wenn das hungernde Volk mitsammt der minderwerthigen Schale, der Kirche, den Kern, die Religion Christi weggeworfen hat. Sehen wir die Religion Christi genau an, so besteht sie im letzten Grund nicht in transcenderter Schwärmerei, für die sich heute allerdings niemand mehr begeistern könnte, sondern sie fordert praktische, helfende Nächstenliebe. Christenthum ist Ethik, nicht Metaphysik. Naumann sagt selbst: (Christ.-soz., Seite 83) „Die besitzenden Klassen haben wahrhaftig seit einem Menschenalter genug gethan,

um das Volk in Wuth zu bringen.“ Nun ja und diese besitzenden Klassen sind eben die Repräsentanten von Religion, Sitte und Ordnung. Hier leidet Naumann darunter, dass bisher von Seiten der Kirche viel gefehlt wurde und noch gefehlt wird, er wird deshalb Ausdrücke wie „christliche Bettelsuppen“, „sozialer Quacksalber“ und ähnliches nicht gar zu schwer nehmen.

Aber auf der andern Seite, auf der rechten, ist man erst gar nicht mit ihm zufrieden. Man braucht sich ja hier bloss an den letzten evangelisch-sozialen Kongress zu erinnern, von der Fehde der konservativen Zeitungen ganz zu schweigen. Nun, wir wissen ja, dass hier wirthschaftliche Interessen dahinter stehen, dass „Christenthum“ in der konservativen Partei nicht mehr als ein Wort ist.

So sind wir der Lösung unseres Räthsel's ein Stück näher gekommen. Was uns das fixirte wirthschaftliche Programm nicht zeigen wollte, die Persönlichkeit Naumann's hat es uns erklärt.

Immerhin, die Stellung der Sozialdemokraten in diesen Fragen, die bis jetzt gegen Naumann sehr oppositionell ist, könnte sich doch noch ändern. Von jeher war es die Ansicht der Marxisten, dass wohl in der Entwicklung der Menschheit die ökonomischen Faktoren die treibenden, die wichtigsten sind, dass aber nach ihnen auch ideelle Faktoren wieder ihrerseits die Entwicklung beeinflussen können. Zum Beweis dafür vergleiche man einen Abschnitt aus dem im „Soz. Akad.“, 1. Jahrg., No. 19, veröffentlichten Brief von Friedrich Engels, wo dieser sagt:

„Nach materialistischer Geschichtsauffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens. Mehr hat weder Marx noch ich je behauptet. Wenn nun Jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstrakte, absurde Phrase. Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Ueberbaus, — politische Form des Klassenkampfes und seine Resultate — Verfassungen nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt u. s. w. — Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Betheiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmen-Systemen, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schliesslich durch alle die unendliche Menge von Zufälligkeiten (d. h. von Dingen und Ereignissen, deren innerer Zusammenhang unter einander so entfernt oder so unnachweisbar ist, dass wir ihn als nicht vorhanden betrachten, vernachlässigen können) als Nothwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt. Sonst wäre die Anwendung der Theorie auf eine beliebige Geschichtsperiode ja leichter als die Lösung einer einfachen Gleichung ersten Grades. Wir machen unsere Geschichte selbst, aber erstens unter sehr bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen. Darunter sind die ökonomischen die schliesslich entscheidenden.“

In dieser Auffassung hat wahrlich jede Religion Platz. Engels selbst, obwohl er „die Nazarener hasste“, hat doch über Religion oder Christenthum, sofern nämlich beides nicht Schwärmerei, Entsagung und Quietismus, sondern praktisches Wirken im Gefolge hatte, nie gespottet. So wäre also doch noch mit der Zeit eine Einigung möglich? Sollte Naumann doch Recht haben, wenn er sagt: (Chr.-soz., Seite 3) „Wie die Sozialdemokratie den Liberalismus beerbte, so wird das Christlich-Soziale die Sozialdemokratie beerben“, oder: „Wie die Sozialdemokraten ihre Waffen schmiedeten, als die Benningens, Lasker, Bam-

berger in die Höhe stiegen, so sitzen wir Christlich-Sozialen jetzt in der Schmiede, während die Bebel, Auer, Liebknecht das Gefölde durchdröhnen.“

So hofft Naumann. Mit bewunderungswürdigem Sicherheits-Bewusstsein setzt er sein Vertrauen auf die Entwicklung. So tritt er vor uns als Mann der Zukunft. Sein wirthschaftliches Programm haben wir jetzt kennen gelernt, seine religiöse Stellung haben wir zu verstehen gesucht. Aber ein Zug an seinem Bild fehlt uns noch. Die Leser der „Hilfe“ werden sich erinnern, dass unter den verschiedenen Artikeln Naumann's, welche alle die Ueberschrift tragen: „Zum sozialdemokratischen Land-Programm“, einer hiess: „Beurtheilung vom Standpunkt der Königstreue.“ Man konnte sich da einigermaßen erstaunt fragen: aus welchem Paragraphen des christlich-sozialen Programms bezw. der evangelischen Arbeiter-Vereine leitet denn eigentlich Naumann die Forderung der Königstreue ab? Die Forderung der Königstreue wird irgendwoher genommen und ex abrupto hingestellt. Da vermisst man die innerliche Motivirung. Dieser ganze Artikel mit seiner bezeichnenden Ueberschrift führt uns jetzt gerade dahin, wo der Gegensatz zwischen Naumann und der Sozialdemokratie unüberbrückbar sein dürfte. Jetzt werden wir an die endgültige Lösung des Räthels kommen. Was uns der wirthschaftliche und der religiöse Naumann nicht sagen konnte, das kann uns der politische sagen.

Da lesen wir: (Hilfe, I, 37) „Unser Land-Programm muss heissen Land-Programm königstreuer Männer. Warum muss es so heissen? Es kommen wohl im Folgenden Argumente, die man zur Vertheidigung des monarchischen Systems beibringen kann — da heisst es z. B.: Es nützt mehr, wenn einer das Schwert in der Hand hat, als wenn zwanzig lauter kleine Messer tragen, und andre Bilder — aber die Frage Monarchie oder Demokratie wird eben nicht dadurch entschieden, dass der Vorzug der einen oder der andern theoretisch bewiesen wird. Den einzigen Aufschluss hierüber kann wohl bloss die geschichtliche Entwicklung geben, auf die Naumann vorhin so sehr gepocht hat. Und da wird man wohl mit Recht behaupten können: die Entwicklung unseres Jahrhunderts neigt nicht zum monarchischen, sondern zum demokratischen Gemeinwesen. Naumann will den Landleuten zurufen: „Ihr alle sollt mithelfen, dass eine Stimmung der sozialen Erneuerung entsteht, die auch die Könige mit fortreisst, so dass sie dann gern und freudig Umsturzgesetze und Aehnliches (!) fahren lassen, und sprechen: ich will einig sein mit der Masse meines Volks! Wenn wir das erleben könnten, so würde es etwas viel Grösseres sein, als die völlige Demokratisirung, denn wir würden die Regierungskraft (!) der Könige und die Herzenskraft (!) der Königstreue erhalten, und doch den Schritt in's sozialistische Zeitalter hinein thun können. Man mag uns Schwärmer nennen, wenn wir auf eine solche Wendung hoffen.“

Gewiss muss man vorsichtig sein mit dem Vorwurf der Schwärmerei, aber hier kann man doch den Gedanken nicht unterdrücken: dieser geradezu phantastisch hochgehende Glaube an die unfehlbare Regierungskraft eines durch seine Würde geweihten Mannes macht den Eindruck: das ist ein Element, das eigentlich zum übrigen Naumann, zu dem sonst so nüchternen und ruhigen Sozialpolitiker, schlechterdings nicht passt. Hier wird es ganz deutlich: Naumann kann mit einem Sozialdemokraten und dieser mit ihm nie gemeinsame Sache machen.

Nicht minder bestimmt als Naumann der grossen Masse seinen Idealbegriff des Königs gegenüberstellt, betont er gegenüber dem Internationalismus die Nationalität, ebenfalls ohne Zusammenhang weder mit seinem wirthschaftlichen Programm, noch mit seiner christlichen Religion, und auch dabei hofft er mit frappirender Sicherheit auf das endliche Durchdringen seiner nationalen

Politik in den Kreisen der Arbeiter. In seiner Notiz über den Tod von Friedrich Engels steht zu lesen:

„Mit Engels geht wieder ein Vertreter der älteren Richtung der Sozialdemokratie vom Schauplatz hinweg. Die Zeit der alten 48er in der Bewegung neigt sich ihrem Ende zu. Liebknecht steht als letzter der Londoner Internationalen im öffentlichen Leben. Es kommt langsam aber sicher in der Arbeiterbewegung ein Geschlecht von Führern herauf, das andere Erinnerungen und andere Auffassungen hat. Marx und Engels werden noch weiterhin sehr geehrt werden, aber die Zeit rollt vorwärts und ändert hier und ändert dort an dem, was sie gedacht und gewollt haben. Eins besonders wird sich nicht schnell aber sicher als Folge des Todes von Engels einstellen: der internationale Zusammenhang wird lockerer werden. Es fehlt an einem Kopfe, den die deutschen, französischen, englischen und italienischen Sozialisten in gleicher Weise achten. Die Unterschiede der Völker werden trotz aller brausenden Hochs auf die „internationale Sozialdemokratie“ sich je länger, desto stärker zeigen. Wir beklagen das nicht, denn wir glauben nur an „Sozialreform auf nationaler Grundlage“.

Sehen wir uns aber die Entwicklung des Sozialismus seit dem Jahre 47 an, dem Jahre, in dem das gewaltige kommunistische Manifest in die Welt trat bis zum heutigen Tag, so finden wir nichts von dem, was Naumann vermuthet. Das Zauberwort, das Karl Marx in die Welt gerufen hat: Proletarier aller Länder, vereinigt euch, brennt zu tief in der Seele des klassenbewussten Proletariats.

Fassen wir nun unser Urtheil zusammen: Naumann ist seiner wirthschaftlichen Ueberzeugung nach (zum Mindesten, soweit sie sich in's Praktische umsetzt) Sozialdemokrat, politisch ist er konservativ, monarchisch.

Wir dürfen nicht erstaunt sein, diesen Widerspruch in einer Person vorzufinden. Auflösen können wir ihn nicht, wir können nur die Form finden, in der er sich bewegt. Zwei Seelen sind es, die in ihm wohnen. Die eine, angezogen von der gewaltigen Sprache und der unerbittlichen Logik des Marx'schen Kapital zieht ihn mit elementarer Gewalt zu den Marxisten, aber von Hause aus lebt in ihm noch eine Kraft, eine angeborene und anerzogene, sie besteht in der Religion und in der monarchischen Idee, und diese Kraft wirkt in anderer Richtung als die erste. Und wie heisst man die Form, in der sich die beiden Kräfte vereinigt bewegen? Sie heisst: Christlich-Sozial.

Alle die, welche ein offenes Auge haben dafür, dass es, wie man vor 48 sagte, „so nicht bleiben kann“, die aber nur an der Seite solcher Leute kämpfen wollen, denen die christliche Religion das Wichtigste ist, und die aus irgend welchen Gründen die Monarchie für eine unersetzbare Einrichtung erklären — sie Alle müssen sich zu Naumann hingezogen fühlen, sie Alle müssen unter dem Zeichen Christlich-Sozial sich zusammenfinden. Es steht zu erwarten, dass in nächster Zeit ihre Zahl noch ziemlich stark anschwillt, die Zahl dieser christlich-monarchischen Sozialisten. Aber man mag es ansehen, wie man will, die Partei hat doch ein Janusgesicht, alle ihre Anhänger leiden unter dem erörterten Widerspruch. Unter dem Druck der Parteien, der von rechts her stärker ist als von links, wird der Tag einst kommen, an dem die Partei zeigen muss, welche der beiden treibenden Kräfte stärker ist, dann wird sie bei Strafe der Auflösung sagen müssen, unter welchen Farben sie kämpfen will. Naumann wird gewiss vor dies Dilemma gestellt werden. Wie er selbst sagt, kämpft er noch nicht, sondern schmiedet erst Waffen. Nun nehmen wir einmal an, er kämpfe wirklich, d. h. er sitzt im Parlament, und sucht irgend eine seiner Forderungen zu verwirklichen. Aus irgend welchen Gründen findet dies oder das nicht den Beifall der Majestät. Dann heisst es entweder: als getreuer

Diener seines Herrn giebt Naumann nach. Was für eine Kämpferrolle das dann ist, brauche ich nicht weiter auszuführen, oder aber er bleibt in der Opposition und das monarchische Prinzip geht in die Brüche. Was dann bei diesem Kampf für die Unterdrückten und die Monarchie zugleich herauskommen wird, das sind solche Manipulationen und Kompromisse, wie sie die Stöcker-affaire gezeigt hat. So lange die christlich-soziale Partei noch in der Vorbereitung auf den Kampf begriffen ist, mag der in ihr vorhandene Gegensatz keine weiteren Störungen herbeiführen. In der Praxis wird er sich fühlbar machen, und dann wird die Rolle der christlich-sozialen Partei ausgespielt sein, wenn sie sich nicht nach der einen oder nach der anderen Seite entscheidet. Dass die Partei jetzt in der Schmiede sitzt und Waffen bereitet, will ich gerne glauben, aber dass sie mit ihren Waffen einmal die Gefilde durchdröhnen wird, das ist eine sehr zweifelhafte Sache. Ist daher das Zukunftsschicksal der christlich-sozialen Partei sehr fragwürdig, so ist doch ihr Verdienst in der Gegenwart nicht zu unterschätzen. Es giebt weite und wichtige Kreise in unserem Volk, welchen erst durch das Wirken von Naumann und den in seinem Sinne wirkenden christlich-sozialen Männern die Augen über unsere wirthschaftlichen Verhältnisse geöffnet wurden, denen erst auf diese Weise das Verständniss für soziale Dinge aufgegangen ist. Und zwar sind das Kreise, welche durch ihre soziale Stellung für die Sozialdemokratie zunächst unzugänglich sind. In diesen Kreisen wird Mancher einst von Naumann das sagen können, was heute Naumann von Stöcker sagt: „Dass die soziale Frage die Frage der Zeit sei, ist uns durch ihn zuerst klar gemacht worden. Da wir damals gar keine sozialistische Litteratur kannten, so wurde er der Vermittler ganz neuer Gesichtspunkte.“ Dass aber soziale Erkenntniss auch in Volkstheilen, welche nicht zum Proletariat gehören, möglichst weite Verbreitung finde, das kann dem Proletariat und der Sozialdemokratie, die es vertritt, in ihrem eigenen Interesse nur willkommen sein. Für uns Sozialdemokraten ist daher Naumann gerade in den Kreisen, wo wir vor der Hand noch machtlos sind, ein Pionier des Sozialismus.

Heinrich Wilhelm, cand. theol.

Vorliegender Artikel wurde uns Ende Dezember bereits eingesandt. Seitdem hat Naumann in der No. 1 des II. Jahrganges der „Hilfe“ das Programm seiner Partei kurz rekapitulirt und seine Aufgabe als eine zwiefache hingestellt, als eine politische und eine religiöse. Aus dem der ersten Aufgabe gewidmeten Theile spricht nicht mehr ein so unerschütterliches Vertrauen auf die kaiserliche Einsicht wie früher, wofür namentlich folgende gesperrt gedruckte Stelle uns bezeichnend zu sein scheint: „Wenn aber der Fall nicht eintritt, dass das deutsche Kaiserthum sich den Erlassen vom Februar 1890 wieder zuwendet und mit dem Sozialismus Frieden macht, dann ist die politische Arbeit der Christlich-Sozialen vergeblich, dann ist aber auch nach unserer Anschauung die nationale Zukunft Deutschlands verloren, denn eine soziale Republik halten wir auf deutschem Boden für unmöglich. Ein Kaiserthum, das sich nicht auf die Mehrzahl des Volkes stützen kann, ist ebensowenig zukunftsreich, als ein wechselndes Massenregiment ohne Kaiser.“ Ferner machen wir auf die folgende Stelle in No. 3 der „Hilfe“ aufmerksam: „Soll nämlich das Kaiserthum weiterhin bestehen, so muss es sich auf den Patriotismus der Masse stützen können.“ — In Folge des Druckes, den das Leipziger Konsistorium den Konservativen zu Liebe auf die ihm unterstellten Geistlichen ausgeübt hat, traten der geistliche Vorsitzende und seine vier Amtskollegen aus dem dortigen evangelischen Arbeiterverein aus. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir vermuthen, dass die überwiegende Mehrzahl der geistlichen Kollegen Herrn Naumann schon bald im Stich lassen wird. Die Redaktion.

Atheismus, Christenthum, Sozialdemokratie.

Von Dr. G. Zepler in Berlin.

In einem in No. 18 des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel*) richte ich mich gegen falsche Schlussfolgerungen des Materialismus im Allgemeinen, sowie im Besonderen gegen eine unzweckmässige Anwendung der materialistischen Lehren in dem Kampfe der Partei gegen die positiven Religionsanschauungen, der an sich bis zu einem gewissen Grade wohl berechtigt erscheint. Ich richte mich gegen die schroff an's Tageslicht tretenden schädlichen Auswüchse des Materialismus, weder aber gegen den Materialismus selbst, noch gegen den materialistischen Geist, der den Sozialismus durchtränkt und ihm reichlich Nahrung giebt. Es ist nicht nur förderlich, dass der Geist des Materialismus oder besser gesagt des Naturalismus, d. h. das Wissen und Verständniss aller natürlichen Entwicklung — zugleich der sicherste Antagonismus gegen alle orthodoxen Bestrebungen —, die Anhänger des Sozialismus in ihrer Weltanschauung wie in ihrem Handeln, besonders ihren politischen Kämpfen beherrscht, sondern es ist dies auch eine nothwendige Folge der Thatsache, dass Materialismus — ich sage absichtlich nicht Atheismus — und moderner Sozialismus durchaus geistesverwandt sind. Das berechtigt aber nicht gewisse Wortführer des Materialismus zu einer oft beliebten Didaktik, die sich mit der grössten Keckheit an die Lösung von Dingen heranmacht, die eben mit unserem Menschenverstande auch für die bedeutendsten Philosophen unlösbar sind, an Dinge, denen gegenüber schon der Versuch einer Lösung in einer populären Schrift als Unwahrheit erscheinen muss, woraus schon zur Genüge die Unzweckmässigkeit dieser Manier in Bezug auf die Propaganda der sozialistischen Lehre hervorgeht.

Die Erkenntniss der Wesenheit von Kraft und Stoff leistet dem doch unleugbar vorhandenen metaphysischen Bedürfniss keineswegs Genüge und man kann den wissbegierigen Frager nicht einfach mit der Antwort: „Die Erschaffung wie die Vernichtung einer Kraft liegt ausser dem Bereich menschlichen Denkens, aus nichts wird nichts“ über die höchsten Probleme hinwegtrösten.

Der Mensch kann sich bei einer solchen „Erklärung“ nicht beruhigen und er wird hier entweder wieder seinem philosophischen Können stattgeben oder an der Richtigkeit des Materialismus irre werden. Hier, wo die Wissenschaft des Materialismus an ihrer äussersten Grenze angelangt ist, läuft der hartnäckige Materialist auch Gefahr, in einen schweren Widerspruch zu gerathen.

Ja, aus nichts wird nichts! Und da der Mensch vermöge seines Kausalitätstriebes sich doch Alles als einmal geworden vorstellen muss, da er sich ferner auch das Nichts nicht vorzustellen vermag, da schliesslich der Begriff der Ewigkeit, wenn auch der Materialist mit diesem arbeitet, für den Menschen unausdenkbar ist, so müssen wir gestehen, dass der

*) Dieser Artikel soll durch vorliegende Ausführungen ergänzt werden, zur Aufklärung von mancherlei Missverständnissen, sowie zur Erledigung gewisser Einwürfe.

Materialismus offensichtlich unzulänglich ist; dass irgendwie die Dinge sich doch ganz anders abspielen mögen, als wir sie sehen und der Wahrheit gemäss erforscht zu haben glauben, sei es nun, dass unser gesamtes Anschauungssystem, Alles um uns und in uns vielleicht nur eine einzige grosse Täuschung ist, sei es, dass an der Grenze unseres Erkennens womöglich eine andere physische oder gedankliche Welt beginnt, für deren Conception wir keine Sinne haben, der wir nicht angepasst sind und ohne deren uns unerreichbare Kenntniss wir in diesem Falle an der Erklärung der letzten Gründe scheitern müssen. Hier, an der Grenze unseres Erkennens noch die Gesetze von Kraft und Stoff, sowie den Ursächlichkeitsbegriff gelten zu lassen, ist vielleicht der grösste Fehler. Denn eben so, wie es kindlich ist, sich einen Gott mit menschlichen Eigenschaften vorzustellen, ebenso mag es weit von der Wirklichkeit entfernt sein, sich für die Erschaffung körperliche oder gedankliche Analogien aus unserem Erkenntnissbereich herzuholen oder überhaupt von einer Erschaffung schlechthin reden zu wollen. Damit will ich eben nicht sagen, dass wir den Begriff der Ewigkeit dafür eintauschen dürfen, der sogar einen Widerspruch in sich bildet, da ein Begriff nur der erkennbaren Wirklichkeit angehören und nicht aus unbekannten und unfassbaren, unbegriffenen und unbegreiflichen Sphären hergeholt sein kann. Und „Ewigkeit“ würde sogar etwas ausdrücken, das sich aus dem bekannten Dasein über nicht festzustellende, beliebig ausdehnbare Grenzen hinaus in ein hypothetisches Unbekanntes fortsetzt, ist also mit aller Logik im Widerspruch.

Die Erhaltung der Kraft und der Materie lässt nicht nothwendigerweise auf die Ewigkeit derselben schliessen, wobei selbstverständlich schon von vornherein an eine einzige Urkraft und Urstoff gedacht wird. Hier liegt die eine Grenze unseres Erkennens.

Es ist mit einiger Einsicht wohl kaum möglich, diese meine Ausführungen so auszulegen, als richteten sie sich gegen irgend welches positive Wissen, ganz besonders dasjenige über die Gesetze von Kraft und Stoff. Ebenso wenig deutete ich etwa hier oder an anderer Stelle auf die Existenz eines persönlichen, zu willkürlichen Eingriffen in die Geschicke befähigten Gottes hin, noch habe ich einen solchen Glauben bekannt. Vielmehr wende ich mich lediglich dagegen, falsche Schlussfolgerungen aus dem Materialismus zu ziehen und das an konkreten Dingen errungene positive Wissen ohne Weiteres auf die Räthsel der Metaphysik zu übertragen, um letztere aus unserer Denksphäre einfach beseitigen zu können. Weiter warne ich ganz besonders davor, derartige Betrachtungen als Waffe in den Parteikampf hineinzuziehen.

Man wird mir also schlechterdings auch nicht zutrauen dürfen, dass ich gegen die Vorurtheilslosigkeit der naturwissenschaftlichen Forschung eingenommen sei und nicht selbst auf dem Boden materialistischer, ja atheistischer Auffassung der reinen Naturwissenschaft stünde. Nur so viel will ich bemerken, dass ich mich zu der Höhe der Auffassung mancher übereifrigen Materialisten freilich nicht aufschwingen kann, die Naturgesetze als „Aeusserungen der einen einzigen Naturkraft“ hinzunehmen, ohne alles Kopfzerbrechen darüber, wem nun eigentlich

diese einheitliche Naturkraft angehöre und wieso sie sich so verschieden, aber nach bestimmten „Gesetzen“ äussere. Gleich an dieser Stelle möchte ich mich verwahren gegen den Einwurf, dass ich mir „die Materie in irgend einem Moment kraftlos, bewegungslos vorstellen“ könnte. Zu dieser allerdings recht abgeschmackten Vorstellung brauchte ich mich auch dann nicht einmal zu versteigen, wenn ich selbst die keineswegs als Glaubenssatz von mir verkündete Vorstellung hätte, dass zu irgend einer Zeit durch irgendwelche bewusste Schöpferkraft die körperliche Welt geschaffen worden sei.*)

Was das Verhalten zwischen Christenthum und Sozialismus anlangt, bin ich nicht der Ansicht, dass wir den Glauben unter allen Umständen zu konserviren suchen sollen, sondern behaupte nur, dass uns die innere Berechtigung noch fehlt, die gänzliche Beseitigung des alten Glaubens anzustreben, da die Schlüsse, welche die Materialisten aus den Forschungsergebnissen ziehen, noch selber keine Wissenschaft sind, sondern nur unbewiesene Lehrsätze.

Wenn ich nun von einem Unterschied zwischen christlichem Glauben und Kirche spreche, und ersteren unangerührt, letzteren bekämpft wissen will, so mache ich mich weder eines Widerspruchs noch einer Verwirrung schuldig. Die Kirche involvirt doch hauptsächlich nur die Organisation einer Religionsgenossenschaft, sowie die äussere Form und dann wohl auch manche von Menschen herrührende Forderungen an das Gewissen der Glaubensangehörigen, Glaubensbekenntnisse. Unter Religion verstehe ich schlechtweg den weiteren oder engeren Gottesbegriff sammt den biblischen Ueberlieferungen. Nun habe ich ja auch nicht etwa empfohlen, die Egidy'sche Richtung im positiven Sinne in die Agitation aufzunehmen und, wie er, womöglich die Religion zu predigen, von der Kirche hingegen abwendig zu machen, sondern ich rathe nur, dort, wo es überhaupt nöthig ist, die Religion mit in den Kreis der Agitation hineinzuziehen, die Aufklärung in der Art zu betreiben, dass man zunächst (im Egidy'schen Sinne) auf den Unterschied von Religion und Kirche hinweist und die letztere unter allen Umständen bekämpft, während man jene zwar nicht zu empfehlen braucht, wie das bei Egidy wohl die Hauptsache ist, nicht einmal empfehlen soll, aber doch, wo irgend möglich, unberührt lassen, wenigstens nicht unnöthig und in ungeeigneter Weise daran rühren soll. Wenn ich die Emanzipation von der Kirche für nothwendig halte, so liegt dem hauptsächlich die Idee zu Grunde, dass den Theologen die Herrschaft über den Geist zu entziehen sei. — Dass aber positiver Glauben neben dem Sozialismus überhaupt nicht bestehen könne, kann ich nicht zugeben, zumal ich auch vom Christen-

*) Jacobi hat in No. 22 vorigen Jahrgangs bei seinen Angriffen gegen meine Ausführungen sich auf Fr. Engels berufen. Ich für meinen Theil bin der Meinung, in einem geistigen Kampfe sollen nur sachliche Ausführungen, Beweise und Gründe ausschlaggebend sein, nicht der Hinweis auf den Ausspruch eines Anderen, und wäre es auch Fr. Engels. Wohin sollten wir kommen, wenn wir die Ansicht eines noch so bedeutenden und anerkannten Genius als unantastbar und unter allen Umständen bindend ansehen, das Dogma der Unfehlbarkeit aufstellen wollten! Dieser Stillstand wäre Rückschritt und der angeblich freie Geisteskampf der Sozialdemokratie würde in eine Art von Götzendienst zusammenschrumpfen.

thum nicht die Vorstellung habe, dass dasselbe mit dem Asketismus (was, wie die Dinge in der Praxis liegen, selbstverständlich nur für die Theorie gesagt sein soll) stehe und falle. Ich glaube, dass die christliche Forderung der Entsagung doch noch eine andere Auffassung zulässt, welche mit der Entstehung des Christenthums in engstem Zusammenhang zu denken wäre und der auch Gracchus in No. 20 vorigen Jahrgangs bereits Ausdruck gegeben hat, indem er sagt: „Die Moral des Christenthums ist die Moral einer übersättigten Kultur.“ Sollte die Forderung der Entsagung nicht vielmehr an die Ausbeuter und Schlemmer von damals gerichtet gewesen sein, mit dem Endzweck, soziale Missstände zu heben, und nicht sowohl an die Armen und Elenden, um sie in ihrer bedrückten Lage zu erhalten und mit derselben zu befreunden? Man muss doch nicht nothwendig annehmen, dass man mit dem Christenthum schon damals ganz so wie heut die bestehende „Ordnung“ schützen zu müssen wählte.

Mag auch die entgegengesetzte Auffassung die geltende sein, so ist doch immerhin die Möglichkeit meiner Auslegung nicht ganz von der Hand zu weisen, so dass nicht unter allen Umständen im Christenthum ein Geist der Verneinung, ein kulturfeindlicher sklavischer Geist gefunden werden muss. Ebenso kann die christliche Demuth gerade eine Tendenz haben, welche sich gegen die Reichen und Herrschenden richtet, anstatt zu fordern, dass die Unterdrückten in einer traurigen Lage beharren sollen. Nicht Knechtschaft und Unterwürfigkeit gegen Andere muss diese Demuth unter allen Umständen bedeuten, sondern persönliche Bescheidenheit, Gefühl der Gleichheit mit anderen, materiell wie sozial und individuell niedriger stehenden Menschenbrüdern, und sie richtet sich demgemäss gegen Hochmuth und jegliches Protzenthum, das des Geldes, des bevorrechteten Standes, des Geistes, gegen jede anmassende und Unterdrückung bezweckende Protzerei aller Arten Herrschender. Solchem Geist der Demuth dürfte wohl ein äusserst wohlthätiger und zivilisatorischer Einfluss schwerlich abgesprochen werden können. So verstanden, liegt in der Demuth nichts Knechtisches, vielmehr etwas rein Sozialistisches, und sie schliesst die Menschenwürde, sowie ein berechtigtes Selbstbewusstsein keineswegs aus. Dass ich mit dieser Auslegung der Demuth nicht ganz fehl gehe, beweist mancher höfische, wenn auch nur mehr rein zeremonielle Brauch.

Auch dass das Christenthum als solches die Aufrechterhaltung der Gegensätze von Arm und Reich, von Mangel, Entbehrung und Ueppigkeit, Völlerei, von Knechtschaft, Aufreibung zum Nutzen Anderer und unbedingter Herrschaft, Ausbeutung fordere, will mir nicht einleuchten. Unmöglich kann solches ein Theil der Religion selbst, ein christlicher Glaubenssatz sein. Wenn aber doch, sollten es dann nicht lediglich kirchliche, von Menschen eingerichtete Institutionen sein, die „gegen die reine Vernunft offenkundig verstossen“, und deren Unhaltbarkeit darum, ohne den eigentlichen Glauben zu erschüttern, dargethan werden kann? Demnach kann man sehr wohl Jemandem trotz seines Glaubens die Berechtigung, ja die Pflicht begreiflich machen, an allen Früchten der Natur und der Kultur Antheil zu nehmen.

Es könnte schon genügen, auf das Verhalten der reichen und herrschenden „guten Christen“ hinzuweisen, die keineswegs sich ihrer Schätze entäussern, sondern nur nach Erhaltung (und dazu ihr Kampf gegen den Sozialismus) und Vermehrung streben. Wer sich die Dinge ohne Gott nicht vorzustellen vermag, wird sich leicht darin finden, den bestehenden Zuständen, die doch selbst ihre Geschichte, also Entwicklung haben, auch eine Wandelbarkeit unter dem Einfluss Gottes zuzuerkennen, und wird nicht nothwendig darauf verharren, die Dinge als in Gottes Rathschluss unabänderlich zu betrachten. Könnten nicht auch die Unterdrückten im Kampf gegen ihre wirthschaftlichen und sozialen Unterdrücker zur Befreiung und Verbesserung ihrer Lage die Hilfe Gottes für sich in Anspruch nehmen? Ist solches in der Geschichte nicht schon geschehen? Andererseits ist die materialistische Weltauffassung keineswegs schon an sich geeignet, die Gleichberechtigung aller Menschen darzuthun. Die materialistischen Gegner des Sozialismus werfen gerade den Kampf um's Dasein als besten Beweis gegen die Berechtigung primär-ethischer Gleichheitsforderungen in die Wagschale; ich erinnere an das Verhalten von Häckel. In dieser Beziehung hätte der Sozialismus gerade viel mehr Chancen auf Seiten einer theistischen Geistesrichtung.

Mit dem ebenfalls sehr missverstandenen Ausspruch: „Weil wir Christen sind, sind wir Sozialdemokraten!“ trete ich durchaus nicht dafür ein, die Partei oder die zukünftige sozialistische Gesellschaft solle womöglich das Christenthum zu einer sozialistischen Sache machen, wodurch ich ja in der offenkundigsten Weise gegen das von mir selbst vertheidigte Axiom, Religion solle Privatsache sein, verstossen würde. Nein, weder mit diesem Gedanken bezeuge ich eine Inkonsequenz, noch auch damit, dass ich den Kampf gegen die Kirche gut heisse. — Jener Satz bezieht sich nur auf die Ausführung des Gesichtspunktes, dass der Sozialismus des Materialismus nicht bedarf, und dass sogar gerade unter dem Christenthum, wenn es richtig verstanden würde, der Sozialismus denkbar sei. Und ich bleibe dabei! Denn wissen wir etwa, welche Entwicklung noch unsere Bewegung nehmen wird, welche Entwicklung die ökonomischen und gesellschaftlichen Zustände im Einzelnen? Dazu kommt, dass philosophische Richtungen wechseln und in unserer schnelllebigen Zeit auch recht schnell sich ändern können. Können wir wissen, wie lange die geistigen Führer über die grossen Massen ihren Einfluss in derselben Richtung ausüben werden, oder von welcher Seite wir einmal im Laufe des immer steigenden wirthschaftlichen Verfalles, der immer mehr sich zuspitzenden Gegensätze, im Laufe der wirthschaftlichen und politischen Kämpfe Zufluss haben werden? Können sich nicht nach weiteren Etappen ganze Stände oder selbst Klassen uns anschliessen? Haben wir nicht heute schon die Naumann'sche Richtung? Ist die Aufregung eines Stumm über die letztere denn so ganz grundlos? Ferner: wie, wenn mit einem Schlage einmal, vielleicht in Folge von wirthschaftlichen Krisen oder eines von einer späteren Regierung im Einverständniss mit den herrschenden Klassen gegen den Arbeiterstand ausgeführten Streiches der grösste Theil der bis dahin noch indifferenten Arbeiter, einschliesslich der noch strenggläubigen zum Sozialismus über-

geführt wird? wenn diese Arbeiter, aus politischen Gründen dem Sozialismus geneigt, nun zwar der Aufklärung in wirthschaftlichen Dingen zugänglich werden, aber an ihrem religiösen Glauben festhalten wollen, wenn sie ein Verbindungsglied zwischen Sozialismus und Christenthum suchen und unzweifelhaft finden würden: würde es dann nicht bei diesen — ich meine nicht nothwendig bei allen — heissen, weil sie Christen seien, seien sie Sozialdemokraten? Könnte diese geistige Strömung nicht sogar noch überhand nehmen, nicht zuletzt die Führer mit sich fortreissen?

Eine mich im höchsten Grade überraschende Auslegung hat eine andere Stelle gefunden, durch die ich, wie in dem vorhergehenden Falle, gegen die Bekämpfung der Religion mich aus Opportunitätsrücksichten wende. „Es könnten Zeiten kommen, wo auch dem Sozialismus*), auch dem erst werdenden und um seine Anerkennung ringenden, der Atheismus gefährlich werden könnte!“

Diese von Jacobi heftig angegriffene Stelle muss ich im Folgenden näher erörtern. Wenn aus der angezogenen Stelle selbst nicht ganz ersichtlich ist, was ich meine, dann müsste es doch bald nachher klar werden, wo ich davon spreche, dass die Massen einst zum Abfall von uns oder zum moralischen Verfall gebracht werden könnten. Dort habe ich denn auch sofort gegenüber dem vorhergesehenen Einwande der „linksesten“ Sozialisten, der schroffsten Materialisten, die Ansicht geäußert, dass die wirthschaftliche Entwicklung nicht das einzige den Sozialismus bedingende Moment sei. Auch bei der von Jacobi citirten Stelle selbst habe ich der Möglichkeit gedacht, dass wohl später einmal die Idee des Sozialismus die Massen zum Atheismus befähigen könne, was meiner Ansicht nach nur durch eine in allmählicher Entwicklung erlangte tiefergehende Bildung sich ermöglichen würde, nicht, indem man plötzlich gegen eine Institution, die den Einen ein unantastbares Heiligthum ihres Gewissens, den Andern eine enggewohnte, ihrer lieben Gedankenlosigkeit unentbehrliche Form, den Dritten ein sie einschüchterndes unablösbares Aberglaube geworden ist, einen Vernichtungskrieg in Szene setzt, womit weite Schichten höchstens in Verwirrung gebracht werden.

Damit soll ja gar nicht gesagt werden, dass nicht eine grosse Anzahl intelligenter Arbeiter schon heute den Glauben entbehren könnte und genügende moralische Stärke, genügende Klarheit für consequentes Denken und Handeln besässe: aber man gehe nur und höre, wie sich in vielen Köpfen der Atheismus ausmalt, nicht nur unter den Bildungsärmsten, sondern auch unter Leuten mit leidlicher bürgerlicher Erziehung, und man wird in Bezug auf das erzieherische Moment des Atheismus, wie er bis heut gelehrt und verstanden wird, doch etwas skeptisch werden. Dass die Macht des Atheismus deshalb gleich die Massen zu Raub und Mord anstiften wird, nehme ich nicht an, weil ich nicht in den Menschen wilde, nur künstlich zahm gehaltene Bestien sehe. Nur die äusserste Verzweiflung aus Elend oder in lange dauernden Kriegen künstlich erregte Leidenschaft und Rohheit oder ähnliche Momente können Menschen

*) Damit soll selbstverständlich der Gegensatz zu dem bereits siegreichen, zur Herrschaft gelangten Sozialismus bezeichnet sein.

zu Greuelthaten in grösserem Stil veranlassen, von welchen sie dann auch ihr Christenthum wohl schwerlich zurückhält.

Ich muss an dem opportunistischen Standpunkt, den ich in dieser Frage nun einmal eingenommen habe, festhalten. Ich bleibe dabei, dass das rücksichtslose und unbedachte Ankämpfen gegen jeden Glauben ein psychologischer und darum nicht gering anzuschlagender taktischer Fehler für unsere Sache ist. Dabei kann ich mich auf frühere Aeusserungen im „Vorwärts“ hinsichtlich der Landagitation stützen. Und in der Empfehlung solcher Rücksichtnahme auf die Gefühle und Erziehung weiter Bevölkerungsschichten, die wir dem Sozialismus erst noch erobern wollen, bestärkt mich eben der Umstand, dass ja die philosophischen Anschauungen, welche der offizielle Sozialismus, als Geist von seinem Geiste, annektirt hat, genauer ausgedrückt: die Negirung alles übernatürlichen Seins, eben auch nur Sache des Glaubens, des Glaubens in seiner negativen Form sind, nicht aber eine solche Wissenschaft, welche im Stande wäre, in völlig befriedigender Weise die durch Beseitigung jeglichen positiven Glaubens entstehende Lücke auszufüllen.

Jedenfalls ist der Atheismus für die Sozialdemokratie ein Werth von sehr schwankendem Kurs. Für der Aufklärung leicht zugängliche Elemente, vorzugsweise die intelligente, durch befähigtere Genossen zum Nachdenken erzogene Arbeiter-Bevölkerung grosser Städte, mag er ein recht gut anwendbares Agitationsmittel sein, manchen andern Bevölkerungsschichten gegenüber wird er wie Beinfesseln den Fortschritt hemmen. Man denke nur an die Macht des Katholizismus, man denke sich eine Bevölkerung wie die Ober-Schlesiens, man vergegenwärtige sich die Finsterniss und die Fesseln, unter denen der Menscheng Geist dort schmachtet, und man wird mir leicht zugeben, dass mit einer Aufklärung, die alles Alte einfach fortzasiren will, vor der Hand nichts als höchstens unheilvolle Verwirrung anzurichten wäre.

Aber auch viel gebildete und denkfähigere Elemente können sich vielfach von altgewohnten religiösen Begriffen nicht so leicht frei machen, und auf solche wirkt die grob materialistische Richtung leicht abstossend, ganz besonders, wenn übereifrige Vertreter derselben in ihren Ausführungen voreilig zu Schlussfolgerungen gelangen, die einer ernsten Kritik wenig Stand halten und dadurch die ganze Sache leicht desavouiren. Ist da der von mir empfohlene Weg der Aufklärung in religiösen Dingen nicht besser? Das hätte nichts von dem Abstossenden des Kampfes gegen allen Glauben und würde doch schon ungemein befreiend und aufklärend auf die Geister wirken. Ist von diesen so erst der betäubende Druck pfäffischen Geisteszwanges und damit zugleich ein gehöriges Stück Aberglaubens genommen, wird auch gleichzeitig für anderweitige Bildung und Aufklärung kräftigst, aber ohne zur Schau getragene Tendenz Sorge getragen, so kann man es getrost „der Entwicklung“ überlassen, ob der Geist des Einzelnen oder ganzer Bevölkerungs-Bezirke sich weiter zum Atheismus durcharbeitet oder auf einem freien theistischen Boden zunächst stehen bleibt. Die erstere Möglichkeit mag den Sozialismus beschleunigen, die zweite wird ihn keineswegs aufhalten. Ich habe nichts gegen diese Entwicklung; aber ich will auch — aus Opportunitäts-

gründen, nicht aus Liebhaberei! — nicht den Umsturz der bestehenden Religionen, ebenso wie der Sozialismus nicht gewaltsamen Umsturz, sondern die Entwicklung will.

Wenn ich am Schluss noch kurz den Zweck meiner vorliegenden und früheren Ausführungen, der offenbar ebenfalls scharf verkannt worden ist, kennzeichnen darf, so habe ich nur zu sagen, dass ich es keineswegs, wie man mir unterschrieben wollte, auf eine „Vernichtung des Atheismus“ abgesehen hatte, sondern lediglich auf ein ganz klein wenig Ernüchterung hinwirken wollte.

Christus.

(Ein Bruchstück aus einer Christus-Tragödie.)

Von Julius Hart in Friedrichshagen.

Frühmorgenlicht, in deine frischen, kühlen,
Goldklaren Wasser lass mich Haupt und Brust
Aufathmend tauchen; wieder aus der schwülen,
Nachtdunklen Höhlen modrig krankem Dust
Komm ich zu Dir und trink in langen Zügen
Der Lüfte bunten Glanz und würzigen Saft; —
Zu Euch, ihr Wolken, steigt in Adlerflügen
Der fessellose Geist mit neuer Kraft.

Durch die verworr'nen, wilden Felsenschluchten
Gießt rings die Sonne ihr lebendig Licht,
Und tief hinein in Höhlen und in Buchten
Glüht sanft der Schein von ihrem Angesicht.
Den nackten Fels belebt ein farbig Flimmern
Und lässt aus schwarzem, dürrn Dornenstruth
Geheimnißvolle, goldene Blüthen schimmern
Aus Thau gewoben und aus Sonnengluth.
Die todte Einsamkeit scheint ganz entsunken,
Ein frohes Lachen klingt von hier und da,
Von einem Zaubertrank hab ich getrunken,
Und überall ist Leben, fern und nah.
Und Leben in mir! Aus der Höhlen Schatten
Und aus der Wüsten dumpfem Todtengrab
Steigt meine Seele zu den grünen Matten
Und singenden Quellen wieder jung hinab . . .
Mensch bin ich wieder und ich press der Erde
Fest an die Sohlen, und der Einsamkeit
Wirrniß entfliehend, zünd' ich meinem Heerde
Ein neues Feuer an mit neuem Scheit.

Ich komm', ich steig' aus goldener Frühlingswolke
Und Morgenglanz, doch aus Gewittern nicht,

Ein besserer Moses, nieder zu dem Volke,
 Und stürzend altes Recht und Schuldgericht
 Erlös ich Euch von aller Sünde Fühlen
 Und von der Rachegötzen wilder Pein,
 Ich führ' Euch in den frischen und den kühlen
 Frühtag des Friedens und der Lust hinein.

O drängt Euch um mich, holde Frohgestalten,
 Gebilde gold'ner Träume, schwebt herzu,
 Füllt alle Luft! Schon fluthet aus der alten
 Heimischen Stadt die Menge auf mich zu,
 Und palmentragend strömt aus allen Landen
 Jauchzend das Volk, und es klingt die Schalmei,
 Und „Friede den Menschen! Frei aller Banden!“
 Tönt durch die Felder ein lustig Geschrei.
 Jerusalem, reiss auf die heiligen Thore,
 Dein König kommt, schwertlos und palmengeschmückt,
 Die Schilde zerbricht er, die Lanzenrohre
 Und erlöst Euch vom Joch, das den Nacken zerdrückt.

O drängt Euch um mich, holde Frohgestalten,
 Von Euch umdrängt, schreit ich hinab zur Welt,
 Das Glück trag ich in meines Kleides Falten,
 Der Welt Erlöser und des Friedens Held.

Eine Dichterin des Proletariats.

Von Julie Zadek in Berlin.

Ada Negri ist Italienerin und hat Italien niemals verlassen. Und doch gehört sie in doppelter Eigenschaft allen Nationen an: als Dichterin und als eine „Enterbte“, die von zartester Jugend an das harte Loos der Armuth tragen musste. Das gemeinsame Leid, welches die Proletarier aller Länder vereinigt, verbindet uns mit diesem Kinde des Volkes, dem „ein Gott es gab, zu sagen, was es leidet“, und der ungestüme Protest, den Ada Negri gegen die Ungerechtigkeiten der bestehenden Gesellschaftsordnung erhebt, machte sie zu dem, was sie geworden: eine soziale Dichterin für alle Völker.

Ada Negri ist im Jahre 1870 in Lodi, einem lombardischen Städtchen, als die Tochter eines Arbeiters in den ärmlichsten Verhältnissen geboren. Früh des Mannes beraubt, musste ihre Mutter in harter Fabrikarbeit für sich und die Tochter das tägliche Brot erwerben. Sie arbeitete in aufopfernder Weise für dieses Kind, „auf dessen Stirne ernst und breit des Genius Götterflug sie ahnet schon“, und Ada Negri errang sich eine für ihren Stand ungewöhnlich hohe Bildung, so dass sie in ihrem achtzehnten Jahre das Examen als Lehrerin bestand und eine kärglich besoldete Stellung in Motta-Visconti bei Mailand erhielt. Hier unterrichtete sie in einer Klasse von 80 Schülern bis zur Erschlaffung der Nerven, und wenn sie dann, müde und erholungsbedürftig, nach Hause kam, erwartete sie ein elendes Kämmerchen, dessen Fenster mit Papier verklebt waren, und dessen grösster Schmuck und

Schatz die Bücherkiste war, die der Dichterin zugleich als Sitz diente. Und hier arbeitete, hier lernte und dichtete sie, die schwächliche, zarte Gestalt, bis auf's Aeusserste angespannt, die dunklen, tiefen Augen vom heiligen Feuer erglühend. Diese nächtlichen Stunden des Studiums, diese Tage der Arbeit und Entbehrung haben ihre Nerven angegriffen, so dass sie sehr der Ruhe bedürftig ist, wie sie in einem Briefe mittheilt; aber sie haben Ada Negri zu dem gemacht, was sie ihren Gedichten nach ist: eine Wissende, die am eigenen Leibe das Elend der Enterbten erfahren, eine Richtende, die unbarmherzig die sozialen Schäden aufdeckt, eine Vorkämpferin der Gegenwart und eine Prophetin der Zukunft.

Eine wilde Grösse und Erhabenheit liegt über den Gedichten Ada Negri's, ein Gluthstrom inneren Empfindens tritt aus ihnen zu Tage. „Schicksal“ hat sie den ersten Band ihrer Gedichte genannt, „Schicksal“ heisst auch das erste einleitende Gedicht. Nächtlich tritt das Unglück an ihr Lager, sie streckt abwehrend die Hände ihm entgegen, doch das schreckliche Weib spricht:

„Nur dem, der leidend blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein,
Der Schmerz giebt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapfern Kämpfer winkt der Sieg allein.“

Und die Dichterin wählt den Schmerz, um der Götterkraft nicht verlustig zu gehen, und antwortet bewusst und fest: „Bleib!“

Ihr Schicksal ist das Unglück geworden, aber nicht nur ihr eigenes, sondern das Unglück all' Derer, die darben, die arbeiten und nicht geniessen. Sie beklagt den armen Gassenjungen, der in all' seiner Verlassenheit noch unbewusst sich des Lebens freut:

„Seh' ich ihn springen, hör' ihn lachen helle,
Das arme Dornenreis,
Das seine Mutter in der Werkstatt weiss,
Die Hütte leer, den Vater in der Zelle,
Dann greift die Angst um ihn mir an der Seele“ . . .

Sie führt uns in die düsteren Fabriken, auf die Reisgefilde voll giftigem Hauch's, und aus allen:

„Dringt zu mir her ein Weinen trauervoll,
Das stets mir folgt, wohin ich auch mag fliehen“ . . .

„Es flieh'n da vor mir Freud' und Schönheit hin,
Es flieh't das Licht, das neu erweckt vom Schlummer,
Der flücht'ge Rausch, der heitere Sinn;
Es flieh't die Liebe und der Küsse Wonne,
Und mir bleibt nur der Kummer.“

Aber nicht demüthig beugt sie sich dem Unglück, sie trotzt ihm und schaut ihm kühn in's Gesicht:

„Mein ist die Jugend, mein ist auch das Leben.
In dem verhängnissvollen Kampfe hier
Werd' ich mich nimmer, nimmer Dir ergeben.
Auf alle Trümmer, alles Kummers Nacht
Strahlt meiner zwanzig Jahre helle Pracht.“

Sie kann nicht lieben, wo sie nicht achten kann, und sie achtet nur den unerschrockenen Kämpfer, den rastlosen, denkenden Arbeiter:

„Wärst ein Plebejer Du, doch unerschrocken,
 Hoch über aller Menschheit Hass und Neid
 Hobst Du die stolze Stirn,
 Und der Gedanken Unermesslichkeit
 Erglühte fieb'risch Dir im kühnen Hirn;
 Dann, ja, dann liebt ich Dich“

• Das heisse Sehnen der Unterdrückten fasst sie in die Worte:

„Hinauf zum Azurblau des Himmels dringt
 Von Menschenstimmen, rauh von Noth,
 Ein Hymnus, der zugleich wie Schluchzen klingt.
 Er lautet: Frieden! . . . Arbeit! . . . Brod! . . .“

Es ist schwer, aus der Fülle des Grossen und Schönen hier eine Auslese zu treffen, und eine Strophe, aus einem Gedicht gerissen, giebt die Stimmung des Ganzen doch nur unvollkommen wieder und bleibt Stückwerk.

Von zartester Schönheit sind die Dreizeiler, in denen sie Naturstimmungen wiedergiebt: „Schneefall“, „Nebel“ u. a. m., voll heissester Zärtlichkeit die Gedichte, welche sie der Mutter widmete, voll von kühnem prophetischen Geist jedes den Arbeitern, den Kämpfern gewidmete Wort. Und doch blieb dies grosse, reiche Talent noch nach seiner Entfaltung einige Jahre der Welt unbekannt. Einzelne der Gedichte erschienen in italienischen Blättern, und fanden einzelne Bewunderer. Einer derselben schickte der Dichterin, ungenannt, wöchentlich alle Zeitungen und Zeitschriften, und aus diesen schöpfte sie ihre reiche Bildung. Endlich fand sich auch ein Verleger ihrer Gedichte, und bald nach dem Erscheinen des Bandes folgte eine Auflage der anderen. Das Buch wurde in fremde Sprachen übersetzt, Ada Negri's Name war weltberühmt. Nun fanden sich auch die Gönner, und eine einflussreiche Frau verschaffte ihr den Ehrensold für Dichterinnen, auf 10 Jahre 1700 Lire jährlich und eine Stellung als Lehrerin der Litteratur an einem Seminar zu Mailand. Hier wirkt sie nun in gesicherter, ruhiger Stellung, und lebt mit ihrer Mutter in einfacher, doch behaglicher Häuslichkeit.

Ein neuer Band Gedichte ist indessen erschienen, „Stürme“ benannt, und wird in den nächsten Wochen in deutscher Uebersetzung vor uns liegen. Mit Spannung sehen wir dieser Schöpfung entgegen. Hoffen wir, dass die Eigenart der Dichterin uns ungeschwächt daraus entgegentritt, dass sie in veränderter Lebensstellung doch dieselbe geblieben ist und sich dem beginnenden Glück nicht beugt, wie sie sich einst dem Unglück nicht beugte.

Das sexuelle Leben und seine Vorbedingungen.*)

In der ersten Nummer des zweiten Jahrganges des „Sozialistischen Akademikers“ bespricht O. Ch. K. eine Broschüre von Dr. Carpin, „des deutschen

*) Auf dem ersten Kongress deutscher sozialistischer Akademiker am 20. Okt. 1895 wurde der Wunsch geäussert, dass in unserem Organ den sexuellen Problemen, die für die Daseinsbedingungen der „Intelligenz“ von hervorragender spezieller Bedeutung sind, entsprechende Beachtung zu Theil werde. Wir stellen daher vorliegenden Aufsatz zur Diskussion und erwarten eine rege Betheiligung, im Besonderen aus den Reihen der Kommilitonen.

Die Redaktion.

Studenten Liebesleben“ betitelt, und spricht Herrn Carpin seine Anerkennung dafür aus, dass derselbe mit unbedingter Offenheit ausspricht, der geschlechtliche Verkehr sei für einen jungen, gesunden Mann von Zeit zu Zeit durchaus nothwendig. In einer Fussnote macht die Redaktion hierzu die Anmerkung, dass diese „Nothwendigkeit“ nach dem bisherigen Stande der Wissenschaft noch keineswegs fest stehe. Die Anmerkung veranlasste mich, diese Zeilen zu schreiben, was ich um so bereitwilliger thue, als hiermit eine Frage berührt ist, die in dieser Zeitschrift noch gar nicht oder nur oberflächlich gestreift wurde, und die doch für das Jünglingsalter im speziellen von der allergrössten Wichtigkeit ist, nämlich die Frage nach der Befriedigung des Geschlechtstriebes im reifenden und reifen Menschen. Es ist das ein Thema, welches sich in mündlicher Diskussion nur sehr schwer behandeln lässt, besonders wenn Personen weiblichen Geschlechts zugegen sind; die meisten Menschen scheuen sich, natürliche Dinge beim natürlichen Namen zu nennen, das habe ich selbst oft genug erlebt. Und dann herrschen selbst bei den vorgeschrittensten Geistern, die z. B. in politischen Fragen die allerradikalsten Ansichten haben, oftmals über derartige „moralische“ Fragen so grosse Vorurtheile, dass man nur schwer mit solchen Leuten sachlich diskutieren kann, oder die Verstellung und Prüderie ist eine so grosse, dass man der Debatte bald überdrüssig wird und sie aufgibt. Und auf keinem Gebiet ist wohl die Heuchelei grösser, als auf dem des Geschlechtslebens und besonders des perversen Geschlechtslebens, und ein Mensch, der z. B. ohne Scheu zugestehen würde, Masturbant zu sein, gehört in ein Raritätenkabinet, so jener Professor (ich glaube, es war ein Stockholmer, denn in unserem Vaterlande kann so was natürlich nicht vorkommen), welcher in einer Vorlesung sagte: M. H., wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir bekennen, dass wir Alle insgesamt mehr oder minder masturbiren oder masturbirt haben! — Es giebt in der Medizin einen alten Satz, welcher lautet: *quavis syphiliticus est mendax*, jeder Syphilitiker lügt; denselben Satz kann man auch auf unser Thema anwenden und sagen: Jeder, der von seinem Geschlechtsleben erzählt, lügt — wenn es auch gewiss seltene Ausnahmen giebt. Hier aber in dem „Soz. Akad.“ ist es einem Jeden und einer Jeden möglich, seine Meinungen und Erfahrungen auf dem Gebiet des Geschlechtslebens mitzutheilen, wobei er sich ja unter einen Pseudonym verbergen kann, und dieser Artikel soll nur die Eröffnung einer Debatte sein, an welcher hoffentlich recht viele theilnehmen, insbesondere auch Damen, damit die Debatte nicht einseitig vom männlichen Standpunkte aus geführt wird. Ich hoffe, dass meine Ansichten recht heftig angefochten werden, nur bitte in sachlicher, ich möchte sagen, wissenschaftlicher Form, denn mit ethisch-moralischem Gepredige und Geschimpfe ist in dieser Frage nichts gethan. Ich selbst werde mich bemühen, sachlich zu sprechen, und mich möglichst fernzuhalten von dem Ton, in den viele Professoren und Doktoren fallen, sobald sie vom Geschlechtsleben sprechen.

Und nun zur Sache!

Die erste Frage, die aufgeworfen werden muss, ist die: Ist es denn überhaupt nöthig, dass der Geschlechtstrieb befriedigt wird, oder kann derselbe nicht vielmehr völlig unterdrückt werden? Die Meinungen der Gelehrten über diesen Punkt gehen weit auseinander; die einen meinen, selbstverständlich kann er unterdrückt werden, die anderen, selbstverständlich kann er nicht unterdrückt werden. Meiner Meinung nach ist die Frage höchstens von theoretischer Bedeutung, denn es ist bisher kein Fall sicher nachgewiesen, in welchem ein bestehender Geschlechtstrieb völlig unterdrückt wäre, ausser durch körperliche Verstümmelung. Und dieser Beweis wäre auch wohl einfach unmöglich! Luther sagt: Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebenso wenig entrathen als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursache ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt, der Natur Kinder zu zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüsse und Alles, was dazu dient, gegeben und eingesetzt. Wer nun diesen wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und was thut er anders, denn er will wehren, dass Natur, nicht Natur sei, dass Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe? — Ausser einigen verschrobenen Ideologen und hypergelehrten Leuten wird wohl Jeder dem grossen Reformator beistimmen. Nachdem also die Nothwendigkeit der Befriedigung des Geschlechtstriebes zugegeben ist, entsteht die weitere Frage nach dem wie?

Nun hat die bisherige Kulturentwicklung dahin geführt, dass der Mann eine total andere Stellung im Leben einnimmt, als die Frau, dass für ihn andere moralische Gesetze gelten, dass er durch seine Erziehung Lebensanschauungen gewonnen hat, die von denen der Frau völlig verschieden sind. Ueber Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit solcher Zustände will ich hier nicht streiten, das gehört in das Gebiet der Frauenfrage; jedenfalls bestehen zur Zeit die grössten Verschiedenheiten zwischen beiden Geschlechtern, und deshalb muss auch die Beantwortung der Frage nach der Befriedigung des Geschlechtstriebes für beide Geschlechter eine ganz verschiedene sein. Nehmen wir also zunächst das weibliche Geschlecht, und stellen wir die Frage, wie das Weib seinen Geschlechtstrieb befriedigt.

Nun ist aber der Name „Weib“ ein Begriff, unter dem sich die aller verschiedensten Individuen vereinigen, verschieden an Alter, verschieden an Temperament, an Bildung u. s. w., und man müsste eigentlich so viele verschiedene Antworten geben, so viel verschiedene Weiber es giebt. Da das aber ebenso unmöglich ist, wie eine summarische Antwort, die für Alle passt, so will ich mich darauf beschränken, die verschiedenen Altersstufen zu betrachten und beginne mit dem Mädchen, in welchem der Geschlechtstrieb eben zu erwachen beginnt, was mit dem Eintritt der Pubertät, also mit dem 13. bis 15. Jahre der Fall ist. In diesem Alter ist im Fühlen und Denken des Mädchens das spezifisch Geschlechtliche noch weniger ausgesprochen, sondern eine mehr

oder minder grosse sinnliche Erregtheit, eine lüsterne Neugier nach Dingen, die mit dem Sexualleben in irgend welchem Zusammenhang stehen, ein plötzliches Umschlagen der Stimmung, ein unbestimmtes Sehnen, — in all dem offenbart sich der erwachende Geschlechtstrieb. Es ist nun sehr schwer zu bestimmen, von wann ab die Gefühle vorwiegend geschlechtliche sind, denn der Uebergang von den unklaren dämmernden Empfindungen zu dem geschlechtlichen Begehren wird durch so mannigfache Faktoren bestimmt, dass hier sicherlich die grössten Verschiedenheiten obwalten. Nur in seltenen Fällen wird der Umschlag plötzlich bei bestimmten Anlässen erfolgen, in der Mehrzahl werden die geschlechtlichen Empfindungen nur ganz allmählich die Oberhand gewinnen; gerade in Bezug auf diesen Punkt wäre es sehr zu wünschen, dass von weiblicher Seite das Wort oder richtiger die Feder ergriffen wird, um hierüber einige Mittheilungen zu machen. Im Allgemeinen wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass bei Mädchen von 17—18 Jahren das Verlangen vorwiegend geschlechtlich ist und als solches Befriedigung heischt.

Was nun? Heirathen! tönt es von allen Seiten. Schön, wird man gern zugeben, also bitte, einen Mann! Und nun beginnt die Suche nach einem „Zukünftigen“. Ist das Mädchen eine „gute Parthie“, so hält es auch gewöhnlich nicht schwer, einen solchen zu bekommen, und ist die Ehe dann eine dauernd glückliche, so ist für diese Frau die grosse Frage der geschlechtlichen Befriedigung gelöst. Aber wie selten ist das der Fall! Sind doch gerade die Geldheirathen diejenigen, die nur in den wenigsten Fällen zur Zufriedenheit beider Theile verlaufen. Meist wird der Mann der Frau gegenüber, die er nur ihres Geldes wegen genommen hat, früher oder später gleichgiltiger, und sucht seine geschlechtliche Befriedigung bei Anderen, Maitressen etc., und die legitime Gemahlin wird „kaltgestellt“. So oder auf tausend andere Arten kommt es, dass die Frau auch in der Ehe geschlechtlich unbefriedigt ist; ist sie leichtfertig, oder besser, entschlossen genug, so wird sie sich an andern Männern schadlos halten für das, was ihr in der Ehe versagt ist. Ein sehr grosser Theil der Frauen aber schaudert vor diesem Schritt zurück, und so sind diese in derselben Lage, wie vor ihrer Vermählung, sie können ihren Geschlechtstrieb auf die „einzig natürliche und sittliche“ Weise nicht befriedigen; ja vielleicht sind sie jetzt noch schlimmer daran, als früher, vor ihrer Vermählung, wo sie noch die Freuden des Ehelebens nicht kennen gelernt hatten; jetzt haben sie sie kennen gelernt, und nun, wo sie ihren Durst erst halb gelöscht haben, wird ihnen der Becher vom Munde fortgezogen!

Also auch der Geldbeutel, der allmächtige, löst sehr häufig die Frage nach der geschlechtlichen Befriedigung nicht. Noch weit schlechter ergeht es aber meist denjenigen Mädchen, deren Väter weniger gut durch Anhäufung von Reichsbanknoten für sie gesorgt haben. Mit Aufbietung aller Künste, dann die Zeit drängt und man wird schnell alt, müssen diese Armen danach streben, durch ihre körperlichen oder geistigen Eigenschaften den Mann für

sich einzunehmen und ihn den Mangel an Mitgift vergessen zu machen. Dann geht die Hetzjagd durch die Konzerte, Bälle, Theater u. s. w. los, und es gilt, die Konkurrentinnen, deren es gar viele giebt, aus dem Felde zu schlagen. Doch so leicht gelingt es nicht, eine passende Parthie zu finden, denn meist ist die erste Frage: Hat sie Geld? Und so wird das Mädchen mit der Zeit älter, und je älter es wird, desto schwerer wird auch das Finden eines Mannes, desto angestrengter die Suche nach einem solchen. Urahn, Grossmutter, Mutter und Kind, alle suchen, das Kind zu versorgen. Die Toiletten werden immer glänzender und immer — dekolletirter, denn je mehr körperliche Reize man zur Schau stellt, um so eher kann man hoffen, unter's Ehejoch zu kommen. Der Verkehr mit den Männern wird immer leichtfertiger, die Unterhaltung sinnlich erregter, theils weil man weiss, dass die Männer das gern haben, theils aus eigenem Geschlechtstrieb. Durch alle diese Umstände wird die Sinnlichkeit im Weibe immer mehr aufgestachelt und auf ihren Höhepunkt getrieben, sie verlangt immer dringender Befriedigung; sie lässt sich nicht mehr zügeln und muss auf irgend welche Weise ausgelöst werden. Da wäre dann die naheliegendste Folgerung: Gut, kann ich meinen Geschlechtsdrang in der Ehe nicht befriedigen, so befriedige ich ihn ausserhalb derselben! Doch sind es nur wenige Ausnahmen der Mädchen, wenigstens solcher aus der Mittelklasse, welche den Muth haben, diese Theorie in Praxis umzusetzen und sich gegen „Zucht und Sitte“ zu empören. Weitaus die meisten scheuen davor zurück; sie wissen, dass sie, die schon in „all ihrer Reinheit“ keinen Mann bekommen haben, später, wenn sie womöglich gar ein ausserheheliches Kind haben, absolut gar keine Aussicht haben, einen legitimen Gatten zu bekommen; sie fürchten die Konsequenzen ihres Handelns, die gesellschaftliche Achtung, die elterlichen Strafen u. s. w. — kurz, die grosse Mehrzahl der Unvermählten kann ihren Geschlechtstrieb auf natürliche Weise nicht befriedigen. Wohl bemerkt, ich habe hier nur das Durchschnittsmädchen gezeichnet, jedoch gilt dasselbe mutatis mutandis auch für die übrigen, die entweder zu viel Ehrgefühl haben, um die Jagd nach dem Manne mitzumachen, oder die durch ihre pekuniäre und soziale Lage davon zurückgehalten werden. Ja, gerade die geistig vornehmsten Mädchen, die eigentliche Elite ihres Geschlechts, sind noch weit häufiger als die andern in der Lage, ihren Geschlechtsdrang in natürlicher Weise nicht befriedigen zu können. So werfen sich denn alle diese, um sich über ihre Naturtriebe hinwegzulügen und die innere Oede auszufüllen, entweder auf die Musik, was augenblicklich am modernsten ist, und Klavier und Nachbarn müssen es dann entgelten, dass die Grete keinen Hans findet, oder sie werfen sich auf die Malerei, oder auf die Schriftstellerei, auf die Politik und Gott weiss was! Und Alles das wird mit um so grösserem Eifer und um so angestrengterem Fleisse betrieben, je mehr sich das Geschlecht regt, und häufig gelingt es denn auch wirklich, das Geschlecht auf längere Zeit zum Schweigen zu bringen, zu betäuben, so dass die Mädchen immer geschlechtsloser werden und durch Autosuggestion sich einbilden, die „schnöde Sinnlichkeit“ weit hinter sich und für immer überwunden zu haben. Aber

lange dauert die fromme Täuschung bei den meisten nicht, sie dauert um so länger, je energischer das Mädchen ist. Bald regt sich der todtgegläubte Geschlechtstrieb wieder und schafft sich Geltung, und diesmal umgekehrt desto energischer, je länger er unterdrückt ist. In dieser Beziehung ist das Buch der Frauen von Laura Marholm, der feinsinnigen Frauenpsychologin, von hohem Interesse. Frau Marholm zeichnet darin das Leben von sechs geistig hochbegabten Frauen, unter denen sich z. B. Eleonore Duse, die grosse Schauspielerin, und Sophie Kowalewska, die grosse Mathematikerin, befinden. Sie zeigt, wie bei ihnen allen das Geschlecht sein Recht verlangte, auch wenn es Jahre lang übertäubt und erstickt war; am lehrreichsten ist in dieser Beziehung die Biographie, besser Seelenanalyse, von Sophie Kowalewska, ich gehe jedoch nicht näher auf das Buch ein, sondern beschränke mich darauf, es allen denen eindringlichst zur Lektüre zu empfehlen, die noch glauben, das Geschlecht könne unterdrückt werden, wenn andere ausserordentliche Eigenschaften die ganze Kraft des Menschen in Anspruch nehmen.

Und nun weiter in unserm Thema! Wir haben bis jetzt gesehen, dass ein sehr grosser Theil der Frauen, verheirathet oder unverheirathet, den Geschlechtstrieb auf natürliche Weise nicht befriedigen kann. Die Beispiele lassen sich ins Unendliche vermehren, und, wie schon oben gesagt, es giebt so viel verschiedene Frauentypen, dass eine Erwähnung aller nicht möglich ist. Für unsern Zweck ist das auch gar nicht nöthig, da es hier nur darauf ankommt, zu zeigen, dass eine grosse Zahl von Frauen unbefriedigt bleiben muss. Was beginnen diese nun? Bevor ich zur Beantwortung dieser Frage übergehe, will ich erst die zweite Hälfte des Menschengeschlechts, die männliche, betrachten und ihr Geschlechtsleben etwas beleuchten, um dann auf die eben gestellte Frage die Antwort zu geben, die ja theilweise für beide Geschlechter dieselbe ist.

Für das männliche Geschlecht liegen die Verhältnisse nun wesentlich anders. Dem erwachsenen oder erwachsenden Mann ist, wenigstens in den Städten, jederzeit Gelegenheit gegeben, seinen Geschlechtstrieb auf natürliche Weise befriedigen zu können. Dazu ist die Prostitution da, die denn auch in ausgiebigster Weise von den Männern, und nicht nur den unverheiratheten, benutzt wird. Zwar möchte man die Prostitution gern mit Stumpf und Stiel ausrotten aber da sind doch wieder die verschiedensten Gründe, für das Fortbestehen der Prostitution zu sorgen. Einmal wirkt sie gewissermassen als Blitzableiter, denn sie leitet die „sündigen Begierden“ der heranwachsenden Jugend von den Töchtern der besseren Stände auf sich ab, so dass diese höheren Töchter die für die heutige Ehe erforderliche Keuschheit leichter bewahren können; ferner ist sie eine sehr bequeme Einrichtung für die vielen Männer, die in der Ehe keine Befriedigung gefunden haben, oder welche doch einmal nach Abwechslung verlangen. So bleibt denn die Prostitution unverwüstlich, und nimmt in erschreckender Weise zu, trotz aller christlichen Jünglings-Vereine, trotz aller Vereine zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Da also, wie gesagt, der heranwachsende Jüngling bei den Prostituirten jederzeit

Gelegenheit zur Befriedigung seiner Geschlechtslust findet, so könnte man schliessen: ergo ist die Beantwortung der obigen Frage für ihn eine sehr einfache. Für einen grossen Theil der Jünglinge ist sie es auch wirklich, wie das Blühen der Prostitution beweist, aber — hier sitzt der Haken — bei sehr, sehr vielen jungen Leuten scheitert diese Möglichkeit der Geschlechtsbefriedigung theils an pekuniären, theils an andern Gründen. Denn z. B. für einen jungen Arbeiter, der die Woche vielleicht 12 Mark verdient, ist es kaum möglich, den zur Benutzung der Prostitution erforderlichen Geldbetrag aufzubringen, ganz zu schweigen von den Vielen, die überhaupt keine Einnahme haben, wohin auch ein grosser Theil der Studenten gehört. Aber abgesehen von den pekuniären Schwierigkeiten, die Vielen die Benutzung der Prostitution unmöglich machen, hält auch die Gefahr der Infektion mit Geschlechtskrankheiten Viele zurück; bekanntlich sind fast alle Prostituirte geschlechtskrank und leiden an Lues, Gonorrhoe oder Ulcus molle, zu deutsch Syphilis, Tripper oder Schanker, und die Möglichkeit der Infektion durch die Cohabitation wird fast zur Wahrscheinlichkeit, und dann schliessen sich oft äusserst langwierige und hässliche Krankheiten an, die für den ganzen Körper von üblen Folgen sein können. Da sich Viele dieser Möglichkeit nicht aussetzen wollen, verzichten sie lieber auf die Benutzung der Prostitution. Noch Anderen, und hierzu gehören gerade die Hervorragendsten und Bedeutendsten der männlichen Jugend, ist es durch den Abscheu und intensiven Widerwillen gegen die Prostitution, welcher keineswegs auf irgend welchen Vorurtheilen zu basiren braucht, sondern lediglich eine Folge des verfeinerten Geschmacks ist, nicht möglich, dieselbe zu benutzen. Und thut man sich einmal Zwang an und sucht das Ekelgefühl zu unterdrücken, so ist meist der Effekt der, dass man von der Cohabitation statt Befriedigung nur Qual hat, und meist auf eine Wiederholung verzichtet. Wer dann eine wohlgespickte Geldbörse besitzt, kann sich bald helfen, indem er einfach eine der vielen hübschen und gesunden Fabrikmädchen oder Verkäuferinnen etc. aushält; der grossen Mehrzahl der jungen Leute ist das aber eben nicht möglich, deficiente pecu Gewiss haben auch viele ärmere junge Leute Verhältnisse, die sich dann zuweilen später in eine legitime Ehe umwandeln; jedoch ist in solchen Verhältnissen der weibliche Theil nicht in so grosser Abhängigkeit von dem männlichen, wie es bei den Ausgehalteten der Fall ist; oft gehören die Mädchen auch besseren Ständen an, als die, aus welchen sich die Arbeiterinnen rekrutiren. Dementsprechend ist auch das Geschlechtsleben in solchen Verhältnissen ein ganz anderes; entweder eine Cohabitation kommt überhaupt nicht zu Stande und man begnügt sich damit, sich in eine sinnliche Erregung zu setzen, oder aber man nimmt seine Zuflucht zu Mitteln, die die Conception verhindern sollen, die Gummiwaarenfabriken floriren! In jedem Falle aber, besonders im ersteren, ist die geschlechtliche Befriedigung keine vollständige und getrübt durch die Besorgniss vor Entdeckung oder Folgen des Geschlechtsverkehrs. So ist es denn nicht wunderbar, dass viele Männer, um all' diese Eventualitäten zu vermeiden, schon in sehr jungen Jahren in die Ehe treten, und erklärlicherweise sind dies häufig gerade

die feinfühligsten und begabtesten, und eine grosse Anzahl talentvoller Künstler und Schriftsteller könnte man hier namhaft machen, darunter Genies wie William Shakespeare, Richard Wagner und viele Andere. Alle bezwecken sie, durch Eingehen einer Ehe ihr Geschlechtsleben in vernünftiger Weise zu regeln, womit selbstverständlich nicht gesagt sein soll, dass sie nur deshalb geheirathet haben. Allerdings ist durch das Ehebündniss eine vollständige Lösung der Frage noch keineswegs erzielt, denn während einer nicht kleinen Zeit, die um so grösser ist, je mehr die Ehe ihren Naturzweck erfüllt, ist der Geschlechtsverkehr zwischen den Ehegatten unmöglich oder sollte es doch wenigstens sein, nämlich in der letzten Hälfte der Schwangerschaft der Frau und während des Wochenbettes. Da in dieser Zeit die Fortsetzung des Geschlechtsverkehrs entschieden von ungünstigem Einfluss auf die Frau ist, so ist der Mann zur Abstinenz gezwungen, und zwar fast ein halbes Jahr lang. Nicht viele Männer unterdrücken während dieser Zeit ihre geschlechtlichen Triebe völlig; ein grosser Theil benutzt die Prostitution; in den begüterten Kreisen ist häufig eine illegitime Gemahlin, alias Maitresse vorhanden; sehr viele aber vermögen es, theils um ihrer legitimen Frau treu zu bleiben, theils aus anderen Gründen, nicht über sich, mit einer andern Frau geschlechtlich zu verkehren, und diese vermehren wiederum die Zahl Derer, für die eine natürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes unmöglich ist.

Ueberblicken wir nun die Zahl der „Unbefriedigten“, so sehen wir, dass dieselbe fast in's Endlose wächst; jeder Stand, jedes Alter liefert sein Kontingent zu der Schaar. Was beginnen alle diese nun? Befriedigt muss das geschlechtliche Verlangen werden, auf natürliche Weise geht es nicht, also bleibt nur die widernatürliche übrig. Damit sind wir auf das grosse und wichtige Gebiet des perversen Geschlechtslebens gelangt. Ganz kurz erwähnen will ich nur einige Arten desselben, die wegen ihrer geringen Verbreitung auch für uns nur ein untergeordnetes Interesse haben; hierher gehört z. B. die Sodomie, d. h. der geschlechtliche Verkehr mit Thieren. In der Regel handelt es sich um geschlechtlichen Missbrauch weiblicher Thiere durch Männer; meist sind es grössere Thiere, wie Kühe, Stuten, Ziegen u. s. w., die auf diese Art missbraucht werden. Nach Tardieu wurde 1867 in Paris ein 35jähriger Mann verurtheilt, der wiederholt — Hennen missbraucht hatte und auf frischer That erwischt wurde. Ferner ist hier die Päderastie zu nennen, die bekanntlich im Alterthum eine ausserordentliche Verbreitung hatte; einen schönen Knaben zum Liebsten zu bekommen, war für einen Mann das höchste Glück und wurde in Liedern besungen, welche jetzt noch von den Gymnasiasten in den höheren Klassen in's Deutsche übertragen und von dem präceptoribus erläutert werden. Die Päderastie nahm schliesslich so überhand, dass die Zahl der Geburten erheblich zurückging und gesetzlich gegen die Päderastie eingeschritten wurde. Auch das Deutsche Strafgesetzbuch bestimmt (§ 175): Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Thieren begangen wird, ist mit Gefängniss zu bestrafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. — Das Gegenstück zu der Liebe

zwischen Mann und Mann bildet die zwischen Weib und Weib, welche ebenfalls besonders im Alterthum in hoher Blüthe stand und als lesbische Liebe besungen wurde. Man bezeichnet sie auch wohl als Tribadie. In der von mir durchgesehenen Litteratur habe ich zwar keinen konkreten Fall von Tribadie erwähnt gefunden, jedoch zweifle ich keinen Augenblick, dass dieselbe auch jetzt noch vorkommt, vielleicht sogar in grösserer Ausdehnung, als man denkt. Auch Zola schildert, wenn ich mich recht erinnere, eine solche lesbische Liebe in Nana.

Es lassen sich noch andere Perversitäten anführen, die für die Psychopathologie von hohem Interesse sind, deren Vorkommen jedoch völlig verschwindet neben der ungeheuren Verbreitung der Masturbation oder Onanie, mit der wir uns jetzt etwas näher beschäftigen müssen.

Dieselbe gehört zu den verbreitetsten Erscheinungen in der heutigen zivilisirten Welt und Diejenigen, welche dieselbe nie in ihrem Leben getrieben haben, sind als Ausnahmen anzusehen. Und nicht nur als Ersatz für den natürlichen Geschlechtsverkehr wird die Masturbation getrieben, sondern ihr Vorkommen reicht weit in das Kindesalter zurück, wo man von geschlechtlichen Begierden noch nicht reden kann. Ob freilich die von dem bekannten Kinderarzt Henoch beschriebenen Wiegebewegungen hierher zu rechnen sind, wie Henoch meint, ist wohl mehr als zweifelhaft. Derselbe Autor schreibt in seinen Vorlesungen über Kinderkrankheiten (S. 213): Sie werden es kaum glauben, dass manche Kinder schon im zweiten Lebensjahre, ja noch früher onaniren, entweder durch wirkliche Manipulationen oder durch Aneinanderreiben der Oberschenkel, wobei deutliche Erektionen des Penis zu Stande kommen. — Und auf derselben Seite schreibt Henoch weiter: Ich erinnere mich unter Anderen eines 8jährigen Mädchens, welches sich, wenn es die Hände zu brauchen Anstand nahm, durch das Reiben der Genitalien an der Kante des Stuhles, auf welchem es sass, in gewaltige Aufregung versetzte, von welcher die glühenden Wangen, die glänzenden Augen, die rasche Athmung Zeugniß gaben. — Dass das Auftreten der Masturbation also nicht an den Eintritt der Pubertät gebunden ist, ist wohl damit und durch viele andere Fälle sichergestellt. Allerdings kann man einwenden, dass z. B. in dem letzteren von Henoch beschriebenen Falle die Pubertät vielleicht abnorm früh eingetreten ist, wie es ja in der heissen Zone gar nichts seltenes ist, dass Mädchen von 9—11 Jahren völlig geschlechtsreif sind, menstruiern u. s. w.; in unserer Zone aber dürfte es kaum jemals vorkommen. Vor einem Jahr erzählte mir einmal ein Patient, dass er im Alter von 11 Jahren in der Turnstunde durch Anpressen seiner Genitalien an die Kletterstange Wollust mit Erektionen hervorgerufen habe, so dass ihm die Sinne wie benommen waren und er in Gefahr war, herabzufallen; die libido sexualis dagegegen sei bei ihm erst mit der Pubertät im Alter von 14 bis 16 Jahren aufgetreten. — Also auch in diesem Fall war die Masturbation unabhängig von der Pubertät aufgetreten. Reicht also einerseits das Auftreten der Masturbation bis in das frühe Kindesalter zurück, so kommt sie auch andererseits noch im späten Greisenalter vor, wo der Geschlechtstrieb schon erloschen ist. Allerdings muss man mit der Annahme des Erloschenseins des

Geschlechtstriebes sehr vorsichtig sein, denn es ist unzweifelhaft festgestellt, dass Greise, die schon in der Mitte der achtziger Jahre standen, noch eine völlig intakte potentia coeundi und generandi besaßen und mehrere Kinder erzeugten. So viel nur kurz zur Verbreitung der Masturbation.

Und nun zu der Frage: Ist die Masturbation als eine Befriedigung des Geschlechtstriebes zu erachten, welche der natürlichen an Intensität völlig äquivalent ist? Der Streit hierüber hat lange Zeit unter den Gelehrten getobt, nach dem heutigen Stande desselben kann man die Frage wohl unbedingt bejahen. Die grösste Zahl der Aerzte und Forscher wird den Worten Fürbringer's zustimmen, welcher in der Real-Encyclopädie sagt: Onanie und Coitus sind völlig gleiche Akte, soweit der Schlusseffekt der höchsten Erregung und seine Rückwirkung auf das Nervensystem in Frage kommt. Ja, es dürfte dieselbe bei der Masturbation eher geringer ausfallen, als beim Beischlaf. — Die Frage nach der Aequivalenz ist aber deshalb eine so wichtige, weil sie auf's Engste mit der Frage nach der Schädlichkeit resp. Unschädlichkeit der Masturbation zusammenhängt. Denn ist die Wirkung bei der Masturbation dieselbe wie beim Coitus, so muss auch die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit bei beiden Vorgängen ceteris paribus dieselbe sein. Und doch beweist die klinische Erfahrung, dass bei Masturbanten allgemeine Nervenkrankheiten (Neurasthenie, Melancholie) ungemein viel häufiger sind, als bei denen, die einen regelmässigen natürlichen Geschlechtsverkehr führen. Woher nun dieser Widerspruch? Eine grosse Anzahl von Momenten lassen sich zur Erklärung desselben anführen. Zunächst bewirkt die fast unbegrenzte Möglichkeit, die Masturbation zu jeder Zeit ausführen zu können, und die Bequemlichkeit, mit welcher man sich in geschlechtliche Aufregung versetzen kann, dass die Masturbanten sich häufig mehrere Male des Tages über diesen Genuss verschaffen. So häufigen Anspannungen und Erschütterungen kann aber selbst ein robustes Nervensystem auf die Dauer nicht widerstehen und büsst einen Theil seiner Funktionsfähigkeit ein. Schläffheit, Energielosigkeit, Gedächtnisschwäche, Zerstretheit, das Alles sind Symptome dafür, dass das Nervensystem schon etwas gelitten hat. Wird trotzdem die Masturbation in intensivster Weise weiter betrieben, so kommt es zu schwereren Erscheinungen. Häufiger drückender und bohrender Kopfschmerz stellt sich ein, der ein geistiges Arbeiten fast unmöglich macht; nicht selten treten auch Gesichts- und Sprachstörungen, Ohrensausen u. s. w. auf, und was das Schlimmste ist, der Appetit vermindert sich sehr bald; in Folge dessen ist auch die Nahrungszufuhr eine ungenügende, und der Körper, welcher andauernd so heftigen Anstrengungen physischer und psychischer Art unterworfen ist, wie sie durch die Masturbation bedingt sind, und welcher eigentlich zur Ausgleichung und Deckung des hierbei entstehenden Kräfte- und Wärmeverlustes einer gesteigerten Nahrungszufuhr bedürfte, wird durch Verminderung derselben in Folge Appetitmangels in kurzer Zeit so herunter gebracht, dass die kräftigsten und blühendsten Personen in wenigen Jahren zu wahren Jammerbildern herabkommen können. Aber selbst wenn die Masturbation gar nicht in so exzessiver Weise betrieben wird, wirkt doch

häufig das Bewusstsein der Onanisten, eine, wie Erb sagt, Gemeinheit zu begehen, und die Scham hierüber, dass sie doch nicht davon lassen können, in höchst schädlicher Weise auf den Gemüthszustand ein. Die fortwährende Besorgniss, man könne es ihm ansehen, dass er Masturbant sei, und die stete Bemühung, durch sein Benehmen diesen Verdacht gar nicht aufkommen zu lassen oder zu beseitigen, sind für den Masturbanten durch die so entstehende fortwährende Aufregung sicher weit schädlicher, als die onanistischen Erregungen selbst.

Und noch ein drittes Moment kommt zu diesen beiden Momenten, wodurch nicht zum Wenigsten die grosse Schädlichkeit der Onanie bedingt wird. Viele von den Masturbanten haben irgendwo einmal gelesen, oder sie bilden es sich ein, dass die onanistische Erregung in höchst schädlicher Weise auf den Körper einwirke; und die Gelehrten haben nicht wenig dazu beigetragen, diese Annahme zu verbreiten. Progressive Lähmung, Rückenmarksdarre, paralytische Impotenz, Blödsinn, das sind die Folgen der Onanie! so schreiben nicht wenige Autoren, z. B. Tissot, Lallemand u. A. Und dieses Schreckensbildniss schwebt nun dem Onanisten vor, er sieht sich schon in völliger geistiger und körperlicher Lähmung auf dem Grossvaterstuhl sitzen und von seinen Angehörigen gefüttert werden. Und das Bewusstsein, Alles das durch eigene Schwäche, durch eigenen Leichtsinns verschuldet zu haben, wirkt so furchtbar deprimierend auf das Gemüth des Masturbanten, dass derselbe in garnicht seltenen Fällen endlich wirklich wahnsinnig wird, besonders leicht, wenn schon von vornherein eine ererbte neurasthenische Veranlagung vorhanden ist. Freilich giebt es unter den Medizinern heute wohl kaum noch Jemand, der den Ansspruch Tissot's in vollem Umfange billigt, man erwähnt denselben höchstens als Kuriosum; jedoch gehen die Meinungen selbst sehr tüchtiger Fachleute in diesem Punkt noch sehr weit auseinander, und während der Eine grau in grau malt, versichert der Andere, noch niemals schädliche Wirkungen, oder doch nur ganz untergeordneter Natur, von der Masturbation gesehen zu haben. Wenn solche Differenzen in den Meinungen der Gelehrten herrschen, so ist es nicht wunderbar, dass im Publikum über diese Frage die allerseltsamsten Ansichten herrschen.

Betrachten wir also einmal nüchtern, indem wir von den psychologischen Momenten, die dabei in Betracht kommen, gänzlich absehen, inwiefern und unter welchen Bedingungen die Masturbation schädlich wirken kann. Hier müssen wir uns erinnern, dass die Wirkung der Masturbation und des Coitus auf den Körper ganz die gleiche ist; also werden dieselben Momente, welche bei der ersteren eine schädliche Wirkung hervorrufen, auch bei dem letzteren eine schädliche Wirkung hervorrufen müssen. Vor allen Dingen ist das die übermässig betriebene und häufig auch sehr früh begonnene Masturbation resp. Coitus; hierbei tritt in der Mehrzahl der Fälle eine ernste und dauernde Schädigung der körperlichen und geistigen Gesundheit ein. Freilich sind auch Fälle genug bekannt, in denen selbst bei auf's Intensivste getriebener Masturbation niemals schädliche Folgen irgend welcher Art eingetreten sind.

So berichtet Kurschmann von einem jungen, geistvollen, schönwissenschaftlichen Schriftsteller, der, obgleich er elf Jahre hindurch in exzessivster Weise masturbirt hatte, körperlich und geistig frisch geblieben und mit grossem Erfolge als Schriftsteller thätig gewesen ist. Man darf also wohl ruhig behaupten, dass mässig betriebene Masturbation meist keine oder doch nur ganz unbedeutende schädliche Folgen hat, wenn andere schwächende Faktoren, wesentlich psychischer Art, nicht zu vergessen auch Verdauungsstörungen, ausgeschlossen sind. Je weniger masturbirt wird, je seltener das Nervensystem in diese hochgradige Anspannung gesetzt wird, um so besser ist es natürlich.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen, und wenn ich zurückblicke, so sehe ich [wohl, dass ich viele hierher gehörige Dinge garnicht oder kaum gestreift habe. Das kann ich aber auch nicht, denn [wollte ich die ganze Frage nach allen Richtungen hin eingehend beleuchten, so würde aus diesem kurzen Artikel wohl ein dickleibiges Buch werden. Auch bezweckt der Artikel ja nur eine kurze Uebersicht über die dabei in Betracht kommenden Punkte zu geben, und das, hoffe ich, ist mir einigermassen gelungen. Mit Absicht habe ich mich jeder Kritik vom „moralischen“ Standpunkte aus enthalten; ich wollte die Frage rein sachlich behandeln und nur die Stellung der Wissenschaft gegenüber derselben präzisiren. Ob mir das gelungen ist, wird ja wohl theilweise die Debatte ergeben, in welcher sich auch Gelegenheit bieten wird, auf einzelne Punkte näher einzugehen.

Berlin.

Dr. med. Albert Martens.

Neues und Altes von Herrn Professor Virchow.

Der gute, alte Herr hat einmal wieder etwas von sich reden gemacht, aber allerdings nur so ein ganz, ganz, ganz klein Wenig, und selbst das noch unfreiwillig. Hatte ihn da irgend so ein Diener Gottes aus Oesterreich — ich glaube, es war das kirchliche Oberhaupt zu Salzburg — wegen seiner angeblich atheistischen und also höchst umstürzlerischen Bestrebungen angezapft; der böse Gelehrte sollte in seinem Colleg gotteslästerliche Bemerkungen gemacht und, gleichwie Sokrates die atheniensische Jugend verführt hatte, also auch die Berliner Kandidaten der Medizin von den geheiligten religiösen Anschauungen ihrer Vorväter (unter denen sich auch einige Christen befinden sollen), abzubringen versucht haben — NB. natürlich, soweit sie nicht schon abgebracht waren! Was nun so ein richtiger „grosser Mann“ ist, der hätte sich gesagt: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen“, und hätte sich beruhigt dann auf seinen Sessel zurückgelehnt (so z. B. Bismarck, der jetzt auch nicht darauf reagirt, wenn man ihm Fälschung und ähnliche Sächelchen nachweist). Aber Virchow ist dazu zu bescheiden, und hielt sich also für verpflichtet, sich wegen des erschrecklichen Vorwurfs zu vertheidigen; also verfasste er eine ellenlange

Erwiderung und schickte dieselbe, damit sie auch andererseits nicht allzu bekannt wurde, an die Berliner „Volks-Zeitung“. Darin verwarft er sich auf's Energischste gegen die Zumuthung, jemals einen freigeistigen Ausspruch in seinen Vorlesungen gethan zu haben. Was nun die letzten Semester betrifft, so können wir es vollauf bestätigen, dass in seinen Vorlesungen über „pathologische Anatomie“, auch nicht da, wo das vielleicht am Nächsten liegt, nämlich bei der Behandlung der Gehirn-pathologie, jemals auch nur ein freies oder geistreiches Apperçu vorgekommen ist. Ach nein! Sonst würden doch vielleicht etwas mehr als 10 bis 20 pCt. der bei ihm eingeschriebenen Studenten auch wirklich kommen. Früher muss das allerdings ganz anders gewesen sein. Wie könnte sonst der doch schon recht betagte Chirurg in der Ziegelstrasse neulich „von dem gerade in Berlin so vortrefflichen Unterricht in der Pathologie“ sprechen, den auch er schon genossen hätte, und den auch wir jetzt noch zu geniessen die Ehre hätten? Selbst in verhältnissmässig ganz junger Zeit — so vor etwa 12 Semestern, muss es noch anders in jenem Institut zugegangen sein. Wenigstens liegt mir hier ein Collegheft aus jener Zeit vor, und da finden sich doch ganz nette, interessante Bemerkungen (besonders über die Beziehungen zwischen Gehirn und Gedanken), welche wir jedoch in Rücksicht auf gewisse Paragraphen des D. R.-Str.-G. hier nicht wiedergeben, sondern uns zur eigenen Erbauung aufbewahren wollen. Der bessere Herr Geistliche aus Oesterreich kommt also mit seiner Wuth mindestens recht verspätet. Nein, Herr Bischof, alte Leute sind Ihrer alten Weltanschauung nicht mehr gefährlich, einer neuen, wie der Descendenztheorie, schon eher!

Jedenfalls ist Herr Professor Virchow jetzt immer ganz sachlich, ja sehr sachlich, wenigstens soweit ich, der ich nicht das Glück habe, Pepin zu sein und auf der ersten Bank sitzen zu können, hörte; ganz Genaues kann ich freilich nicht versichern, obgleich ich sonst ganz gute Ohren habe, da ich, wie gesagt, erst auf der zweiten Bank sass, was man bei Virchow nie thun soll. Das Einzige, was in seinen Vorlesungen noch mit dem modernen Leben in Beziehung steht, ist, dass der Herr Professor nicht kommt, wenn er im Abgeordnetenhaus zu thun hat. Die Universität kann den Berliner Sozialdemokraten wirklich nur dankbar sein, dass sie den Herrn wenigstens aus dem Reichstag gedrängt haben, sonst würde er noch später, d. h. für gewöhnlich gar nicht, in's Colleg kommen, würde also darin dem Beispiele seiner Zuhörer folgen.

Dass seine Vorlesungen heut zu Tage überhaupt noch zu Stande kommen, verdankt Virchow, gegen dessen wissenschaftliche Leistungen natürlich nichts gesagt sein soll, heute lediglich dem Umstand, dass bei Manchem die Furcht vor dem Staatsexamen noch grösser ist, als die vor der Unannehmlichkeit, schon des Vormittags einschlafen zu müssen. Es giebt eben sehr furchtsame Leute. Und von Herrn Virchow's Prüfungsart liess sich ja allerdings Haarsträubendes erzählen; doch davon ein anderes Mal im Zusammenhang.

Hier habe ich nur die wundersame Thatsache registriren wollen, dass einige Katholiken ihn noch immer für „freigeistig“ und verführerisch halten. Wir begreifen den Herrn Erzbischof wirklich nicht. Würde

Virchow wirklich jetzt noch atheistische Phrasen gebrauchen, so würde das nach der bekannten Thatsache, dass man sich auch von dem Besten, wenn es in schlechter Gewandung auftritt, abschrecken lässt, doch nur zur Verbreitung des Ultramontanismus in Deutschland beitragen. Im Heimathslande des also kurzsichtigen Bischofs hat man zu seinem Schaden übrigens die Bestimmung, dass Universitäts-Professoren, die ein gewisses Alter erreichen, abgehen müssen. Will Herr Abgeordneter Virchow nicht auch einmal so ein Gesetz beantragen? Er könnte dann so schön pro domo sprechen, und die Studenten würden ihm einen Fackelzug bringen.

Bixiou.

Der Anarchismus, eine Richtung des Sozialismus?*)

Von A. Hamon in Paris.

Charles Brunellière gewidmet.

Motto: Die Wahrheit kann
nicht schädlich sein.
Helvétius.

I.

Ist der Anarchismus eine Richtung des Sozialismus? Das ist eine Frage, welche viele Leute, darunter bekannte und berühmte Sozialisten, für müssig oder gar lächerlich halten werden. Für sie stehen die Begriffe Sozialismus und Anarchismus im Widerspruch, für sie ist der Gegensatz zwischen den Doctrinen ein absoluter; für sich allein nehmen sie die Bezeichnung „Sozialist“ in Anspruch. Ausserhalb ihres Systems giebt es keinen Sozialismus. Dieser Ansicht sind heute noch wie früher die Sozialdemokraten: Liebknecht, Plechanow und andere mehr. In diesem Sinne schrieben noch neulich G. Renard, A. Weber, P. Lagarde, Sarraut und Bonygard, die alle bethenurn, Sozialisten zu sein. Als Anhänger einer sozialistischen Schule exkommunizieren sie die Anarchisten, die kommunistischen und die kollektivistischen, jagen sie hinaus aus der grossen sozialistischen Familie. Die Exkommunizierten setzen sich zur Wehr; und die Exkommunikation wird mit einer Exkommunikation beantwortet. So Jean Grave in „Les Temps Nouveaux“. Auf die Beleidigungen seitens der Sozialdemokraten folgen die Unverschämtheiten der anarchistischen Kommunisten. Die letzteren werden bezeichnet als Thoren, Polizeispione, Dummköpfe . . . ; und diese antworten, indem sie die Sozialdemokraten darstellen als Leute ohne Treu und Glauben, voller Gift und Galle, als politische Drahtzieher . . . und noch besser, von beiden Seiten. Es ist ein Austausch fortschreitender Höflichkeiten! Wer in diesem Wettstreit den Sieg davonträgt, die Sozialdemokraten oder die Anarchisten, ist in der That schwer zu sagen.

Auf den internationalen „sozialistischen“ Kongressen siegten gleichwohl die Sozialdemokraten. Sie jagten die armen kommunistischen Anarchisten hinaus, wie 1889 in Paris, so 1891 in Brüssel und zuletzt 1893 in Zürich. Auf dem Londoner Kongress, der in diesem Jahre stattfinden wird, werden wir, wie es scheint, eine abermalige Austreibung erleben, wie immer unter der Begründung — oder dem Vorwand — die Anarchisten seien keine Sozialisten. Womöglich wird dies nicht so leicht sein, wie in Zürich; man kann das fast voraus sagen, wenn man die Vertheidigungsvorbereitungen der kommunistisch-kollektivistischen Anarchisten betrachtet, welche auf

*) Obige Studie erscheint gleichzeitig französisch in der „Société Nouvelle“, englisch in „Free Review“ und spanisch in „Ciencia Social“.

Veranlassung von F. S. Paul getroffen werden. Man sieht, wohin der Proselyteneifer, verstärkt durch die Leidenschaft, Brüder, jetzt feindliche Brüder, geführt hat.

Ob der eine oder der andere der Kriegführenden triumphiren wird, berührt uns nicht im Mindesten, wenn wir mit der Interesselosigkeit des Philosophen die Menschen und die Ideen untersuchen. Die Ausschlüssung, die gegenseitige Exkommunikation kommt für uns kaum in Betracht. Uns als Soziologen interessirt es zu wissen, ob aus historischen und logischen Gründen der mutualistische, der kollektivistische, der kommunistische Anarchismus Richtungen des Sozialismus sind oder nicht.

Wir wollen Klarheit darüber haben, ob es wissenschaftliche Ketzerei ist, Unwissenheit, wie man geschrieben hat, die beiden Worte: Sozialist und Anarchist zusammen zu bringen. Nach unserer Meinung steht die Berechtigung, die beiden Worte in einen Zusammenhang zu bringen, ganz ausser Frage, nach unserer Meinung ist es vielmehr für jeden Kenner der Doctrinen klar, dass der mutualistische, der kollektivistische und der kommunistische Anarchismus Richtungen des Sozialismus sind. Es unterliegt dies keinem Zweifel, so dass wir erstaunt sein müssen, wenn Soziologen das Gegentheil behaupten. Und doch finden wir diesen Irrthum bei solchen, die schlecht unterrichtet sind und die historischen Thatfachen und die Doctrinen nicht beherrschen. Daher wollen wir mit Beweisen und Vernunftsgründen diesen Gegenstand aufzuklären suchen und mit der Leidenschaftslosigkeit und Unparteilichkeit, die sich jeder Forscher, der die Wahrheit sucht, ohne darum zu sorgen, ob sie gefällt oder missfällt, ihm selbst oder anderen nutzt, zur Pflicht machen muss.

Die unerlässliche Voraussetzung für diese Untersuchung ist die genaue Feststellung der Frage, denn häufig folgt aus ungenauer Fragestellung grosse Verwirrung.

Der Ausdruck „Anarchismus“ bedeutet sprachwissenschaftlich „ohne Regierung, ohne festgesetzte Autorität, ohne Obrigkeit“. Logisch bezeichnet er aber „einen Gesellschaftszustand ohne Regierung, ohne festgesetzte Autorität, ohne Herren“. Der Anarchismus ist also ein System oder eine Doctrin, welche die Anarchie erstrebt.

An der Hand dieser Definitionen wird man es leicht verstehen, dass der menschliche Geist mehrere Arten von regierungslosen Gesellschaften ersonnen hat. Verschiedene Arten von Gesellschaften können also im Zustande der Anarchie sein. Folglich muss es auch verschiedene Arten Anhänger der Anarchie und des Anarchismus geben. Dies ist auch in der That der Fall. Wir haben die individualistischen, die kommunistischen, die kollektivistischen und die mutualistischen Anarchisten. Dies sind die Anhänger der verschiedenen Doctrinen, ausserdem findet man aber noch eine Menge Menschen, welche sich den Namen Anarchisten beilegen, ohne nur ein einziges System zu kennen. Sie sind ganz einfach mehr oder minder bewusste Empörer. Einige flüchten sich auch noch hinter den Ausdruck Anarchismus — für sie lediglich ein Aushängeschild — um ihren unmoralischen Handlungen einen Schein des Rechts zu geben, und aus dem Bedürfniss heraus ihr Betragen zu entschuldigen. Diese Menschen sind, wie ich in der „Psychologie des sozialistischen Anarchisten“ auseinander gesetzt habe, „in ihrer geistigen Entwicklung gehemmte Personen, arme Entgeleiste verschiedenen Grades, bei denen die altruistische Tendenz, welche sie eine Aera des Glücks für Alle wünschen lässt, die Oberhand gewonnen hat,“ bedauernswerthe Wesen, welche begleitende Umstände aller Art (erbliche Belastung, familiäre, soziale Verhältnisse) dem Verbrechen oder dem Irnsinn in die Arme getrieben haben. Diese Unglücklichen sind Pseudo-Anarchisten, welche nur den Namen mit dem Anarchismus gemein haben.

Der individualistische Anarchismus, dessen bedeutendster Vertreter B. Tucker ist, hat eine kleine Anzahl Anhänger in Süd-Amerika und Grossbritannien. In Deutsch-

land und Frankreich sind es nur einige Dutzend, obwohl sie ein Buch haben, in dem sie ihre Doctrinen lesen können, „Die Anarchisten“ von J. H. Mackay. In Italien, in Spanien und in Süd-Amerika ist ihre Anzahl ganz unbedeutend, wenn es überhaupt welche giebt. Reine Individualisten, wie sie sind, behaupten sie, keineswegs Jünger des Sozialismus zu sein, sie weisen denselben vielmehr energisch zurück. Der Kenner beider Doctrinen muss feststellen, dass sie nichts mit einander gemein haben.

Der kommunistische Anarchismus hat eine ziemlich grosse Zahl Anhänger in Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien, eine kleine Zahl auch in Grossbritannien, den Niederlanden, Nord-Amerika, Spanien und Belgien.

Der kollektivistische Anarchismus ist vor allem in Spanien und Süd-Amerika vertreten; dort bilden seine Anhänger die Mehrzahl der Sozialisten; eine kleine Zahl findet sich in Deutschland und Italien.

Der mutualistische Anarchismus hat nur noch einige wenige Anhänger in Europa und Nord-Amerika.

Diese drei Doctrinen des Anarchismus haben ausser dem gemeinen Kennzeichen welches sie als „Anarchismus“ bezeichnet, noch einen anderen Charakter gemeinsam nämlich: die Forderung nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Existenz dieses gemeinsamen Charakters nachzuweisen, ist hier nicht am Platze. Hierzu müsste ich Textstellen anführen, welche aus diesem Aufsatz einen Folianten machen würden. Man wird uns schon glauben oder die Wahrhaftigkeit unserer Versicherung prüfen müssen, indem man die propagandistische Litteratur dieser drei Anarchismen durchblättert.

Diese drei Anarchismen (der kommunistische, der kollektivistische und der mutualistische) werden nun von ihren Anhängern und einigen Anderen als sozialistische hingestellt.

Die Frage, welche wir zu beantworten haben, lautet also: Sind der kommunistische, der kollektivistische, der mutualistische Anarchismus Arten des Sozialismus? Sind ihre Anhänger Sozialisten?*)

II.

Zur unparteiischen Beantwortung unserer Frage muss man sowohl die kommunistischen und die kollektivistischen Anarchisten zu Rathe ziehen, als auch die Sozialisten, welche nicht Anarchisten sind.

Bakunin, einer der Begründer des modernen kommunistischen und kollektivistischen Anarchismus, nannte sich auf den verschiedenen Kongressen der Internationalen und der Liga des Friedens und der Freiheit, an denen er theilnahm, geradezu einen Sozialisten. Nach ihm ist „die Freiheit ohne den Sozialismus das Privilegium, die Ungerechtigkeit; der Sozialismus ohne die Freiheit die Sklaverei; die Brutalität.“

Wie Bakunin, so erklären sich auch seine Anhänger für Sozialisten. Den Beweis dafür haben wir in den Rundschreiben der Spanischen Landes-Federation, der Internationalen Arbeiter-Association, in dem Arbeiter-Kongress und der Catalonischen Arbeiter-Union*). Anlässlich eines Wettbewerbs, welcher den Zweck hatte, „zur Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung beizutragen“, erschien 1889 in Reus Primer Certamen Socialista. In einem der Aufsätze finden wir folgende Zeilen: „In dem sozialistischen Lager machten sich danach zwei Tendenzen fühlbar: die eine die anarchistische, die andere die autoritative genannt.“ Im Jahre 1887 schrieb das Organ der spanischen kollektivistischen Anarchisten El Productor, dass

*) Wir werden den Beweis nur für die kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten führen, da die mutualistischen Anarchisten fast ausgestorben sind.

*) Diese entschied sich einstimmig für den „anarchistischen Sozialismus“. Kongress vom 25. März 1881.

in Spanien die „sozialistischen“ Arbeiter in vier Gruppen zerfielen: 1. die kollektivistischen Anarchisten, 2. die kommunistischen Anarchisten, 3. die Possibilisten, 4. die Arbeiterpartei.

Die Portugiesen, welche in den Bahnen der internationalistischen Spanier wandelten, waren ebenfalls kollektivistische und kommunistische Anarchisten. So führt auch die Zeitschrift *A Revolta* (Lissabon 1892 und 1893) den Untertitel „Wöchentliche Revue des anarchistischen Sozialismus“.

Wir wenden uns nun nach Nord-Amerika, denn Süd-Amerika ist nur ein Echo von Spanien oder Italien. Drüben in Brasilien, Argentinien und Uruguay haben die Zeitungen, Revuen und Brochüren meist spanische Verfasser, deren Ansicht wir eben kennen lernten, und italienische, deren Ideen über diesen Gegenstand wir weiterhin kennen lernen werden.

Also betrachten wir Nord-Amerika. Im Jahre 1887 wurden in Chicago vier Männer hingerichtet: A. R. Parsons, Spiess, Engel, Adolf Fischer; Lingg hatte sich selbst getötet; Samuel Fielden, O. Neebe, Michael Schwab wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. Diese „Märtyrer von Chicago“ — so werden sie von den Anhängern aller sozialistischen Schulen genannt — bekannten sich als kommunistische Anarchisten.

Als Anarchisten wurden sie verurtheilt und theils hingerichtet. Aber in ihren Vertheidigungsreden vor dem Gerichtshof lesen wir:

„Allein der Sozialismus kann die Individualität entwickeln, denn durch ihn wird die Menschheit ökonomisch unabhängig. . . . Der Anarchismus oder Sozialismus bedeutet die Reorganisation der Gesellschaft auf Grund wissenschaftlicher Prinzipien, und die Abschaffung der Ursachen, welche Laster und Verbrechen bewirken.“ (Spiess.)

„Der Sozialismus, wie wir ihn verstehen, besagt, dass Erde und Maschinen im gemeinsamen Besitz des Volkes sein werden.“ (Schwab.)

„Es ist bereits heute der Sozialismus, der in diesem Gerichtshofe auf der Anklagebank sitzt.“ (Engel.)

„Ich habe die Prinzipien des Sozialismus vertheidigt . . . und deswegen, nicht aus einem andern Grunde, bin ich hier und werde ich zum Tode verurtheilt werden.“ (S. Fielden.)

„Ich werde hier beurtheilt als Sozialist. Ich werde verurtheilt werden als Sozialist.“ (A. R. Parsons.)

„Jeder Anarchist ist Sozialist, aber nicht jeder Sozialist ist nothwendiger Weise Anarchist.“ (A. Fischer.)

Beachten wir ferner, dass die „Solidarity“, eine Zeitschrift, die 1892 und 1893 in New-York erschien und an welcher Van Ornum, W. Holmes, W. C. Owen, J. Edelmann, bekannte kommunistische Anarchisten, mitarbeiteten, einen Untertitel führte, welcher ausdrückte, dass dieses Organ der Vertheidigung des anarchistischen Sozialismus geweiht war. Ferner versandte das Agitations-Komitee am 1. August 1893 ein von seinem Sekretär W. Holmes unterzeichnetes Rundschreiben, in welchem wir lesen: „Die sozialistischen Anarchisten beabsichtigen, in unserer Stadt (Chicago) eine internationale Konferenz abzuhalten. . . . Wir nennen uns selbst sozialistische Anarchisten, weil wir als Anarchisten an die volle Souveränität des Individuums glauben . . . ; als Sozialisten glauben wir an die grundlegende Voraussetzung des Sozialismus, nämlich an die freie Disposition über die von der Natur geleisteten Produktionsmittel seitens Aller, die Anspruch auf sie machen wollen.“

„The Chicago Martyrs“, eine Brochüre, in welcher wir die Worte von Spiess, Parsons etc. fanden, ist eine der am meisten verbreiteten Propaganda-Schriften der Anarchisten in Gross-Britannien. Die vierte, von der „Glasgow Anarchist Communist Group“ veranstaltete Auflage enthält eine Vorrede, nach welcher die Gruppe sich als sozialistisch-revolutionär betrachtete. „Liberty“, eine Zeitschrift des anarchistischen Kommunismus, hat eine Arbeit von J. Sketchley: „Wie und weshalb ich Sozialist wurde“ veröffentlicht. Ferner hat diese Zeitschrift Brochüren herausgegeben; eine von dem Anarchisten Conrad Naewiger verfasste führt den Titel „Warum ich Sozialist und Atheist bin“ (Why I am socialist and atheist.). Andere Werkchen derselben Sammlung stammen von Sozialdemokraten, wie das von Reinhardt Shaw: „Warum ich Sozialdemokrat bin“. Wir erwähnen ferner noch Errico Malatestas Schrift: „Warum ich anarchistischer Sozialist bin“. Malatesta ist zugleich Mitarbeiter von „The Torch“. Dieses kommunistisch-anarchistische Blatt veröffentlichte Brochüren von William Morris, der betheuert, kein Anarchist zu sein; Morris, welcher später der Gründer der „Socialist League“ wurde, schrieb ein Buch: „News from New here“, welches allgemein für anarchistisch angesehen wird.

Wir sind im Besitz verschiedener englischer Strassenreklamen für anarchistische Meetings, in denen wir die Worte „Anarchist-Socialism“ finden.

In Deutschland führt seit 1895 die Zeitschrift „Der Sozialist“ den Untertitel „Organ für Anarchismus-Sozialismus“, früher, 1892 und 1893, wo das Blatt dieselbe Haltung hatte wie heute, war sein Untertitel „Organ der unabhängigen Sozialisten“ oder „Organ aller Revolutionäre“. Sein Herausgeber, damals der als Anarchist bekannte Werner, veröffentlichte eine Sozialistische Bibliothek, worin wir verschiedene Werkchen von P. Kampffmeyer, Krapotkin u. s. w. finden.

Die Zeitschrift der österreichischen kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten ist die „Zukunft“ mit dem Untertitel „Organ der unabhängigen Sozialisten“.

In Dänemark haben die unabhängigen Sozialisten ein Organ „Arbedjeren“, dessen Leiter Nicolai Petersen ist. Das Publikum betrachtet dieses Blatt öfters als anarchistisch, während es in der gleichen Lage ist, wie „Der Sozialist“ und die „Zukunft“.

In einem kleinen Meisterwerk an Klarheit, „Anarchia“, schreibt Malatesta, der italienische Kommunist: „Die wahre Anarchie kann nicht bestehen ohne Solidarität, ohne Sozialismus Daher müssen wir sagen: es ist offenbar, dass die Anarchie, so wie sie von den Anarchisten verstanden wird, so wie sie einzig und allein aufgefasst werden kann, den Sozialismus zur Grundlage hat“

In einer andern Broschüre desselben Verfassers lesen wir: „Die Sozialisten zerfallen in zwei grosse Richtungen, welche zwei Ideengängen entsprechen. Die Einen die autoritativen, die Andern die anarchistischen“

Man würde dieselbe sozialistische Manifestation finden in „Fra Contadini“ (Unter Landleuten), einem Werkchen von Malatesta, welches unzählige Male in allen Sprachen veröffentlicht wurde. Einer der Herausgeber war 1890 in London die anarchistische Gruppe l'associazione“, welche eine Reihe von Brochüren unter dem einheitlichen Titel „Sozialistische Propaganda“ veröffentlichte. Ein anderer Herausgeber war die italienische sozialistische Zeitschrift „La Plebe“, welche eine Bibliothek veröffentlichte, die aus einer Reihe von sehr gut ausgewählten sozialistischen Werken bestand. Unter diesen befanden sich „L'Anarchia“ von Ricardo und „Anarchia e comunismo“ von Cafiero. In Mailand erschien im Jahre 1891 eine

„Volksthümliche sozialistische Bibliothek“, welche neben Werken von Sozialdemokraten Arbeiten von Anarchisten, wie „Prigione a Battaglia“ von Pietro Gori enthält. In derselben Art werden Werke von Sozialdemokraten und Anarchisten als Propagandabroschüren empfohlen durch das sozialistische Blatt „Uguaglianza sociale“ (Marsala) und durch die anarchisch-kommunistische Zeitung „Operaio“ (Tunis). Uebrigens werden in diesen Zeitungen die Ausdrücke Anarchist und Sozialist als Synonyme behandelt.

Im April 1894 verurtheilte man zu Chiete den Camillo di Sciuillo, den Redakteur des „Pensiero“, eines kommunistisch-anarchistischen Blattes. Auf Befragen erklärte er sich für einen anarchistischen Sozialisten. Noch ganz kürzlich schrieb Michele Robertucci in „Superiorita della formola socialista anarchica“: „Die Anarchie ist nur die Ergänzung des Sozialismus. Die beiden bedeuten keine Antithese, sondern sie ergänzen sich und lösen sich in eine vollkommene Synthese auf. Die Anarchie, für uns gleichbedeutend mit wahrer Freiheit, und Sozialismus klingt an unser Ohr wie die wahre Gleichheit; die erstere bezieht sich auf die politische, der letztere auf die ökonomische.“

Wir müssten fast die ganze italienische kommunistisch-anarchistische Litteratur erwähnen, wenn wir die Versicherungen ihres Sozialismus hervorheben wollten; so verkündete in seiner Vertheidigungsrede für Cipriani und Genossen (Oktober 1894 in Rom) Vittorio Lollini das Evangelium der „Partito Socialista Revolutionario Anarchico italiano“, welchem Cipriani und Genossen angehörten, die „wie eine Bande von Missethättern“ verfolgt wurden, „nur weil sie öffentlich die anarchischen Theorien lehren“. Indem er diese vom Kongress zu Capolago 1890 ausgearbeitete Lehre erklärte und zergliederte, konnte V. Lollini sagen: „Also die anarchischen Sozialisten wollen das individuelle Eigenthum und den Staat beseitigen . . .“

Bei diesem Punkte unserer Beweisführung wollen wir Halt machen, denn wir dürfen nunmehr klipp und klar behaupten, gründlich bewiesen zu haben, dass die kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten der spanischen, englischen, deutschen und italienischen Zunge Willens sind, den Sozialismus zu erstreben.

(Fortsetzung im folgenden Hefte.)

Dilemma.

Von J. K. Hüysmans.

(Fortsetzung statt Schluss).

III.

„Besser kann man es sich nicht wünschen,“ sagte Herr Le Ponsart zu sich selber. Er hatte vortrefflich gefrühstückt und sass jetzt in der Rotunde des Palais Royal. Er schlürfte lässig hintenüber gelehnt in kleinen Zügen seinen Kaffee und fühlte, wie eine wohlige Müdigkeit von seinem Körper Besitz nahm. Er hatte Glück gehabt, besser konnte der Tag nicht anfangen; um neun Uhr Morgens hatte er sich zu dem Notar seines verstorbenen Enkels begeben; kein Testament war dort vorhanden. Von da war er nach dem Bankhause — dem Crédit Lyonnais — gegangen, wo der Verstorbene seine Gelder stehen gehabt hatte, es fehlte kein Pfennig. So war die

schlimmste Arbeit gethan, denn die Frau, mit der er den Kampf aufnehmen wollte, konnte, soweit er die Sachlage nunmehr beurtheilte, keinen juristischen Trumpf in Händen haben.

„Nun das fängt unter glücklichen Auspizien an,“ murmelte er vor sich hin, und stiess den Rauch seiner Cigarre in kleinen, blauen Ringelwölkchen aus.

Er kam allmählich in jene philosophische Stimmung, die sich einzustellen pflegt, wenn der Hunger befriedigt und der Magen voll ist. „Die Frauen fressen die Männer auf,“ sagte er zu sich und gefiel sich darin, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Er sann nach, worin die unwiderstehliche Macht läge, welche das Weib auf den Mann ausübt.

Ja, Herr Le Ponsart konnte hiervon etwas erzählen, und trotz seiner Jahre besass er noch immer das gleiche, leicht erregbare Temperament, wie in seiner Jugend. Er war 65 Jahre alt und nichts weniger als abgestumpft. Es gefiel ihm gut in diesem Paris: Hier konnte ihn nicht die kleine Stadt beobachten, hier konnte er den Aktenstaub von sich schütteln. Sein Portemonnaie war wohl gefüllt, und sein Kopf war ein wenig warm geworden durch den Bordeaux, den er zum Frühstück getrunken hatte.

Er hatte die letzte Nummer der „Vie Parisienne“ gelesen und seine Vorstellung war noch voll von den pikanten Zeichnungen üppiger Frauenkörper, die er in dem Journale eifrig betrachtet und bewundert hatte. Eine plötzliche Gedankenverbindung brachte ihn auf das Mädchen, welches die Geliebte seines Enkels war.

„Bin doch neugierig, wie sie aussieht,“ sagte er sich, „wenn man Lambois glauben darf, so muss es ein reizendes Mädchen sein . . . nussbraune Augen, . . . brünett, . . . üppig, na, da würde ja Julius einen guten Geschmack bewiesen haben!“ Und er schuf sich ein Bild von ihr, das in Wirklichkeit keine Frau erreichen konnte.

Aber dieser geistige Genuss gab ihm seine Ruhe wieder, er sah nach seiner Uhr, es war noch nicht Zeit das Mädchen aufzusuchen, und er verlangte von dem Kellner die Tagesblätter. Er las sie ohne Interesse und legte sie bald wieder weg. Immer wieder kehrte das Weib in seine Gedanken zurück, und während er sich in Politik und Kunst versenken wollte, stand ihr Bild beständig vor seinen Augen.

Er kam sich selbst lächerlich vor, schüttelte den Kopf und blickte, um sich zu zerstreuen, im Café umher. Er zählte die Lampenglocken und sah dann durch die Scheiben nach dem Garten, der um diese Stunde vollständig leer war. Er lag wie todt da, und die einzige Bewegung in ihm war ein kleiner Springbrunnen, der sein Wasser in die Höhe warf.

Dieses Schauspiel begann den Notar bald zu langweilen, er blickte wieder in das Innere des Cafés zurück, das ebenfalls fast leer war; zwei Fremde sassen da und rauchten; drei lesende Herren verschwanden hinter den offenen Journalen, nur die Hände und unter dem Tische die Füße waren zu sehen; ein Kellner lehnte, die Serviette über der Schulter, an einer Säule und gähnte, und die Buffetdame addirte ihre Rechnungen auf.

Der Notar erhob sich, zahlte und verliess bedächtigen Schrittes das Lokal. Auf der Strasse beschleunigte er seine Gangart. „Ich treffe sie vielleicht nicht mehr an,“ murmelte er, und es wäre doch gut, wenn ich

sie mit meinem Besuch überraschte. Sie hat ihre Batterien dann noch nicht aufgestellt, und ich kann sie leicht erobern.“

Er sah nach den Strassenschildern und fürchtete fast, sich in diesem Paris zu verlaufen, das er nicht mehr kannte. Endlich gelangte er in die Rue du Four, sah nach den Hausnummern und machte vor einem neuen Gebäude, das recht anständig aussah, Halt. Er trat ein und fragte den Portier, ob ein Fräulein Sophie Mouveau hier wohne. Der Portier, ein würdiger und schweigsamer Mann, nickte und fügte mit rauher Stimme hinzu: „Im vierten Stock, am Ende des Korridors, rechts, die dritte Thür.“ Herr Le Ponsart begann den Aufstieg und verwünschte die vielen Treppen, die er erklimmen musste. Als er oben angekommen war, schöpfte er erst Athem und tastete sich dann einen dunklen Korridor entlang. Er fand glücklich die dritte Thür, in deren Schlüsselloch der Schlüssel steckte, und da er keinen Klingelzug entdeckte, klopfte er bescheiden und leise mit der Krücke seines Regenschirmes an.

Die Thüre öffnete sich und die Gestalt einer Frau wurde im Dunklen sichtbar. Herr Le Ponsart schritt in die Finsterniss hinein und nannte seinen Namen und seinen Titel. Ohne ein Wort der Erwiderung öffnete die Frau eine zweite Thür und schritt in ein kleines Schlafzimmer voran; dort herrschte zwar nicht Nacht, wohl aber Dämmerung, trotzdem es um die Mittagsstunde war. Ein schmales Fenster ging nach dem Hof hinaus, der so breit wie ein Schornstein war und grau und trostlos dalag.

„Mein Gott, und das Zimmer ist noch nicht einmal aufgeräumt,“ sagte die Frau.

Herr Le Ponsart machte eine Handbewegung, um anzudeuten, dass ihn dieser Umstand nicht störe, und begann: „Ich habe die Ehre, gnädige Frau, Ihnen mitzutheilen, dass ich der Grossvater Julius' bin; in meiner Eigenschaft als Miterbe der Hinterlassenschaft des Verblichenen und in Abwesenheit des Herren Lambois, dessen Mandatar ich bin, bitte ich Sie um die Erlaubniss, sofort die Papiere, die mein Enkel zurückgelassen hat, inventarisiren zu dürfen.

Die Frau sah den Sprechenden mit bestürzter und betrübter Miene an. „Nun?“ sagte er.

„Ja, ich weiss ja gar nicht, wo Julius seine Sachen hatte. Er verwahrte seine Briefe in einer Schublade, dort, in dem Tisch.“

Herr Le Ponsart zog sofort seine Handschuhe aus, legte sie auf die Krämpe seines Hutes und setzte sich an den Tisch. Seine Augen hatten sich bereits an die Dunkelheit im Zimmer gewöhnt, und er unterschied allmählig die einzelnen Möbel. An der Wand hing über dem Schreibtisch eine Photographie des Herrn Thiers, welche vollkommen der glich, die im Speisezimmer des alten Lambois in Beauchamp hing, — augenscheinlich wurde diesem Staatsmann von der Familie eine ganz besondere Verehrung gewidmet; zur linken stand das Bett, welches noch ungeordnet war, zur rechten erhob sich der Kamin, auf dessen Rand einige Medizinflaschen standen, im Hintergrunde stand eines jener kleinen Schlafsophas, deren blauer Ripsüberzug von Sonne und Staub allmählig röthlich gefärbt wird.

Auf dieses Sopha hatte sich die Frau gesetzt. Der Notar, dem es unangenehm war, Jemand hinter seinem Rücken zu wissen, drehte sich halb

um und bat sie, sich durch ihn in ihren häuslichen Verrichtungen nicht stören zu lassen und so zu thun, als wenn er nicht da wäre. Sie schien den Sinn seiner Worte nicht zu verstehen und blieb ruhig sitzen, die Augen starr auf den Ofen gerichtet.

„Sie hat eine starke Position,“ dachte Herr Le Ponsart, wendete ihr wieder den Rücken zu und nahm sich vor, nun ohne Umschweife auf den Gegenstand seines Besuches zu kommen. „Hat sie ein Testament in Händen?“ fragte er sich, und seine Schläfe bedeckte plötzlich kalter Schweiß. Der Gesichtsausdruck der Frau versetzte ihn in eine fortwährende Unruhe es war unmöglich, von diesen Zügen irgend einen Gedanken abzulesen, sie war bestürzt und stumm, und ihre grossen nussbraunen Augen, die der alte Lambois so gerührt hatte, waren ausdruckslos auf den Notar geheftet.

Während Herr Le Ponsart den Haufen Briefe durchstöberte, dachte er nach. Die Frau gefiel ihm nicht. So hatte er sie sich nicht vorgestellt. Ihre Gestalt war nicht hässlich, aber sie war doch eher mager als voll, und dann trug sie ein Hauskleid aus grünem Flanell, das schon ziemlich abgetragen war.

Das Ideal, welches er sich vorgestellt hatte, trug Seide oder Mull und duftete nach Essenzen. „Herr Gott, der arme Julius war noch recht jung,“ sagte er sich, und schloss seine Betrachtung.

Es musste begonnen werden. „Haben Sie einen Kontrakt?“ mit diesen Worten eröffnete er das Gefecht.

„Einen Kontrakt?“ wiederholte sie fragend.

„Ja. Julius muss doch mit dem Hausbesitzer einen Kontrakt abgeschlossen haben; hat er denn die Wohnung nicht auf längere Zeit gemiethet?“

„Nicht, dass ich wüsste, Herr.“

„So, nun dann ist's um so besser.“ Er wendete ihr von Neuem den Rücken zu, und machte sich jetzt ernstlich an das Geschäft, die Briefe zu ordnen; sie waren alle ohne Wichtigkeit, und er legte sie wieder bei Seite, nur ein Packet bezahlter Rechnungen liess er in der Tasche verschwinden. Es war kein Papier da, welches auf etwaige letzte Willens-äusserungen des Verstorbenen hingedeutet hatte. Aber vielleicht hatte diese Frau bereits ein Testament entdeckt und bewahrte es bis zum günstigen Moment auf. Der Notar sass wie auf Nadeln und sein Zorn gegen das Mädchen wuchs. Er entschloss sich zu einem entscheidenden Schritt.

„Sehen Sie, mein liebes Kind“, so begann er, und der väterliche Ton seiner Stimme setzte Sophie in Erstaunen, während sie unter dem eisigen Blicke des Notars erbebt, „sehen Sie, Sie haben also die volle Gewissheit, dass unser armer Junge nirgend wo noch andere Papiere aufbewahrt hatte. Ich bin ein wenig erstaunt, wie ich ihnen nicht verhehlen will, dass ich kein Wort, keine Zeile finde, welche auf seine Freunde Bezug hätte. Man pflegt doch den Leuten, die man gern hat, etwas zu hinterlassen, wenn man stirbt, eine Kleinigkeit, ein Nichts, hier dieses Messer vielleicht, oder dieses Nadelkissen. Und es war doch auch Zeit vorhanden, dass er seine Anordnungen treffen konnte. Sollte Julius so, wenn ich es sagen darf, so egoistisch gewesen sein, und an die andern gar nicht gedacht haben?“

Er betrachtete die Frau gespannt und sah, wie ihre Augen sich plötzlich mit Thränen füllten.

„Und sollte er Sie vergessen haben, Sie, die Sie ihm in seiner Krankheit mit solcher Aufopferung gepflegt haben! — Das ist ja gar nicht möglich.“ Seine Stimme klang beinahe warm und lebhaft.

„Komme es, wie es wolle,“ sagte er zu sich selbst, ich setze alles auf eine Karte, sie muss gestehen, wenn ich sie nicht dränge.“ Es schien ihm immer mehr wahrscheinlich, dass die Frau kein Testament in Händen hatte, denn den Gedanken wies er von sich, dass die bloße Erinnerung an ihren verstorbenen Geliebten ihr Thränen entlocken konnte.

„Ja, Herr,“ sagte sie, und fuhr mit der Hand nach den Augen, „als Julius sehr krank war, da wollte er mir so viel vermachen, dass ich mir ein kleines Geschäft gründen konnte, aber er starb, bevor er etwas geschrieben hatte.“

„Die Jugend handelt so unbedachtsam“, sprach der Notar in ernstem Tone — und er schwieg während einiger Minuten, um die grosse Freude nicht zu zeigen, die ihn erfüllte. Es war ihm, als wäre ein Zentnergewicht von seiner Brust genommen; er hatte jetzt die Trümpfe in seiner Hand. „Du sollst das Spiel ganz verlieren und das ohne Verzug,“ sagte er zu sich selber.

Er erhob sich, ging mit nachdenklicher Miene im Zimmer auf und ab und beobachtete Sophie unausgesetzt, die unbeweglich sitzen blieb und ihr Taschentuch zwischen den Fingern drehte. Er sah auf ihre Hände, die ein wenig gross und deren Nägel durch die grobe Hausarbeit abgenutzt waren; ihre Haare waren nicht geordnet und hingen verwirrt auf die Wangen herab. Er fühlte sich mit einem Male geneigt, gegen das Mädchen brutal zu werden.

„Mein Fräulein,“ sagte er und blieb vor ihr stehen, „ich muss endlich zur Sache kommen. Herr Lambois erkennt selbstverständlich die Dienste, die Sie seinem Sohne als Wirthschafterin geleistet haben, sehr wohl an, aber wie Sie selber einsehen werden, kann die Geschichte hier unmöglich weiter gehen. Ich habe den Auftrag, diese Wohnung zu kündigen und zwar, da heute der fünfzehnte, und dies der richtige Termin ist, noch heute. Morgen lasse ich die Möbel fortschaffen, und somit wäre nur noch die Geldfrage zu lösen. Nun hat Herr Lambois gedacht, und so denke ich auch, dass Julius ein so tüchtiges Dienstmädchen, wie Sie es waren, unter fünf- und vierzig Franks nicht haben konnte und das ist doch für Paris ein ganz anständiges Geld. Heut ist der fünfzehnte, ich bin Ihnen also den Lohn für fünfzehn Tage und noch für acht Tage aus dem vorigen Monat schuldig, macht zusammen dreiunddreissig Franks fünfundsiebzig Centimes, wenn ich richtig gerechnet habe. Wollen Sie diese Quittung über diese kleine Summe sofort unterzeichnen.“

Bestürzt erhob sich die Frau.

„Aber, mein Herr, ich war ja garnicht seine Wirthschafterin, Sie wissen ganz gut, dass ich mit Julius zusammen gelebt habe; Sie wissen auch, was ich noch geschrieben habe; ich bin . . .“

„Verzeihung, dass ich Sie unterbreche,“ sagte Herr Le Ponsart, „wenn ich Sie recht verstanden habe, so sagten Sie, dass Sie die Maitresse unseres Julius gewesen seien. Nun, dann liegt die Sache anders; dann haben Sie garnichts zu verlangen.“

Dieser Schlag betäubte sie.

„Ja, was denn . . . wie denn?“ sprach sie schliesslich mit erstickter Stimme. „So jagen Sie mich ohne Geld, mit einem Kinde von ihm unter dem Herzen, fort?“

„Durchaus nicht, durchaus nicht, mein Fräulein!“ erwiderte der Notar, „Sie verschieben ja die ganze Angelegenheit; ich jage Sie ja garnicht fort, wenn Sie seine Maitresse sind. Hören Sie mich nur ruhig an: Sie haben sich dem Vater des Verstorbenen als Wirthschafterin vorgestellt; Sie haben, so lange Herr Lambois da war, diese Rolle auch durchgeführt. Herr Lambois kennt also die Beziehungen garnicht, welche Sie mit seinem Sohne unterhalten haben, oder ist wenigstens gezwungen, sie nicht zu kennen. Er selber ist jetzt leidend und wird durch einen Gichtanfall zu Hause festgehalten, und da hat er mich an seiner Stelle nach Paris geschickt und beauftragt, alle Geschäfte hier zu regeln. Es ist selbstverständlich, dass er eine Wirthschafterin entlassen muss, die er selber nicht gebrauchen kann.“

Sophie brach in Schluchzen aus.

„Und ich hab' ihn doch so gut gepflegt; ich hab' an seinem Bette die Nächte durchwacht, und ich würde es noch thun, wenn ich es thun könnte, denn er war immer gut zu mir; ach, er hatte ein gutes Herz; er würde lieber Alles entbehrt haben, als mich in Noth lassen.“

„Oh, diese Frage wollen wir doch bei Seite lassen,“ bemerkte ziemlich lebhaft der Notar. „Nehmen wir selbst an, Julius wäre der Vater des ungeborenen Kindes, wie Sie behaupten, so werden Sie mir doch zugeben, dass es nicht Sache eines Mannes in meinen Jahren ist, das Dunkel Ihres Schlafzimmers zu lichten. Darauf muss ich ganz entschieden verzichten. Uebrigens,“ unterbrach er sich, einem plötzlichen Einfall gehorchend, „seit wieviel Monaten sind Sie denn in anderen Umständen?“

„Seit vier Monaten.“

Herr Le Ponsart dachte nach. Vier Monate. Aber da war Julius schon krank und musste sich in Folge dessen aus Gesundheitsrücksichten Beschränkungen auferlegen. Der Verdacht lag also nahe, dass nicht er . . .

„Aber er war doch nicht vier Monate lang bettlägerig?“ schrie Sophie empört über diesen Verdacht. „Wir hatten noch nicht 'mal einen Arzt . . . und er liebte mich doch so . . . und . . .“

Herr Le Ponsart machte eine abwehrende Handbewegung. „Schon gut, schon gut,“ sagte er; „ich glaub's ja.“

Er war ärgerlich, auf den Holzweg gerathen zu sein: mit der Monatszahl hatte er sie nicht verwirren können. Boshaft setzte er hinzu: „Ich dachte mir's schon, dass Ausschweifungen seine Krankheit hervorgerufen und seinen Tod beschleunigt hatten. Jetzt ist es mir ja ganz gewiss. Es ist wirklich ein Unglück für den armen, schwächlichen Jungen gewesen, auf ein Mädchen zu treffen, das . . . wie soll ich sagen . . . zu gesund . . . zu heissblütig war.“ Auf den letzten Ausdruck war er sehr stolz: er schien ihm sehr deutlich und gelungen zu sein.

Sophie war paff gegenüber dieser Verdächtigung. Sie fand nicht einmal den Muth einer Antwort, so unerhört erschien ihr der Vorwurf. Die Vorstellung, dass sie mit ihrer Liebe den Tod eines Mannes verursacht haben sollte, den sie Tag und Nacht gepflegt hatte, schmetterte sie zu

Boden. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, aber dann brachen die Thränen, die versiegt schienen, unaufhaltsam hervor.

Dabei machte der Notar die Beobachtung, dass die Thränen sie nicht gerade verschönerten, eine Beobachtung, die ihn nicht milder stimmte. Immerhin blieb er nicht ganz ungerührt, als er die Verzweiflung der Unglücklichen sah: sie hatte den Kopf zwischen den Händen und weinte bitterlich. Es mochte doch vielleicht grausam sein, eine Frau auf die Strasse zu werfen.

Er war ärgerlich über sich selber, ärgerlich über die Handlung, die er begehen sollte, und ärgerlich auch über den Schatten von Mitleid, den er empfand.

Unwillkürlich suchte er nach einem entscheidenden Umstande, der ihm diese Person verhasster machte, einem Umstande, der ihn zur Härte zwang, der ihn von dem Bischen unbehaglichen Gefühls befreite, das auf ihm lastete.

Er stellte zwei Fragen, aber mit einem gewissen Selbstbetrug, so dass die Antwort, die sie notwendig geben musste, seinem ursprünglichen Entschlusse zu Hilfe kam.

„Wir müssen zu einem Schlusse kommen, liebes Kind. Ich weiss nicht, wie Sie mit meinem Enkel bekannt geworden sind. Es verringert ja Ihren Werth nicht, aber — wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf — er ist wohl nicht der Erste gewesen, der von diesen Reizen gekostet hat.“ Das sagte er mit einer galanten Handbewegung.

Sophie schluchzte leise weiter und schwieg.

Schön, dachte Herr Le Ponsart. Sie widerspricht nicht, also habe ich recht gerathen. Julius war nicht ihr erster Liebhaber, und mit einer . . .

„Zweitens,“ begann er wieder, „Sie mussten sich doch sagen, dass das ungesetzliche Verhältniss, in dem Sie mit meinem Enkel lebten, nicht auf die Dauer bestehen konnte. So oder so musste es ein Ende nehmen. Entweder wäre Julius Unterpräfekt in der Provinz geworden, und er hätte eine anständige und reiche Heirath gemacht, oder er hätte aus irgend einem Grunde, den uns die Zukunft genannt hätte, Sie verlassen, oder er wäre von Ihnen verlassen worden. Auf alle Fälle wäre die Verbindung nothwendiger Weise auseinander gegangen.“

„Nein!“ rief Sophie lebhaft und hob den Kopf. „Julius hätte mich nie verlassen. Er würde die Mutter seines Kindes geheirathet haben. Wie oft hat er es mir nicht gesagt!“

Haben wir Dich endlich, Du! . . .“ murmelte der Notar. „Das wollte ich ja nur von Dir hören.“

Jetzt waren seine Bedenken überwunden. So ein Frauenzimmer, das wer weiss wieviel Liebhaber vorher gehabt, hatte daran gedacht, seinen Enkel zu heirathen. Das wäre ja noch schöner gewesen! So Eine in der Familie!

Er war ganz ausser sich bei der Vorstellung, wie Julius mit dieser Frau nach Haus zurückgekehrt wäre, die ganze Stadt in den Fenstern, die Familie durch die schmachvolle Verbindung entehrt — wenn er sich diese Frau ansah, wie sie, ohne Bildung, ohne Manieren, ohne Feinheit und Lebensart, Stoff zum Lachen, und ihrer Vergangenheit wegen Stoff zum Verleumdern gegeben hätte. „Da sind wir ja wirklich noch 'mal mit einem blauen Auge davongekommen,“ dachte er. Nun war sein Entschluss unerschütterlich.

„Wollen Sie diese Quittung unterschreiben, ja oder nein?“ sagte er kurz. Sie lehnte es mit einer Handbewegung ab.

„Passen Sie auf,“ fuhr er fort. „Ich öffne Ihnen einen Ausweg, und Sie verschmähen ihn. Nehmen Sie sich in Acht, dass ich ihn nicht selber wieder versperre.“

Als er aber bemerkte, dass sie so nicht aus ihrem Schweigen herauszubringen sei, suchte er seinen Zorn herunterzuschlucken, kreuzte die Hände und redete sie in väterlichem Tone an:

„Glauben Sie mir doch und seien Sie nicht so hartnäckig. So kommen Sie ausserdem zu garnichts! Denken Sie doch nur eine Minute nach. Wenn Sie bei Ihrer Weigerung beharren und die Quittung nicht unterschreiben, was wird dann geschehen? Sie werden auf der Strasse liegen und keinen rothen Heller in der Tasche haben, und jeder Versuch, Geld zu bekommen, wird dann zu spät sein. Schon im Interesse des Neugeborenen, des unschuldigen Kindes, das Sie unter dem Herzen tragen, sollten Sie nicht so hartnäckig sein und mein Anerbieten zurückweisen, das allein annehmbar ist, weil es den Interessen beider Theile gerecht wird. Also ein guter Entschluss, und . . .“ Er hielt ihr die Quittung unter die Nase.

„Nein!“ sagte sie und stiess sie mit der Hand zurück. „Ich unterschreibe nicht. Wir wollen doch einmal sehen. Ich will mein Kind erziehen, das auch das meine ist . . .“

„Laden Sie mich nur gleich mit ein, es über das Taufbecken zu halten und Alimente zu zahlen,“ meinte Herr Le Ponsart, dem diese Forderung so ausgefallen erschien, dass er fast einen schlechten Witz machte. „Aber, liebes Kind, das Forschen nach der Vaterschaft ist verboten! Man braucht kein grosser Rechtsgelehrter zu sein, um das zu wissen. — Zum zweiten und letzten Male wiederhole ich Ihnen: Entweder Sie sind die Wirthschafterin von Julius, und dann haben Sie Anrecht auf eine Summe von 33 (dreiunddreissig) Franks fünfundsiebzig Centimes, oder Sie sind seine Maitresse, und in diesem Falle haben Sie garnichts zu beanspruchen. Wählen Sie sich nun unter diesen beiden Fällen denjenigen aus, der Ihnen der vorthellhafteste zu sein scheint.“

„Und das ist ein Dilemma, oder ich will Hans heissen,“ meinte er befriedigt bei Seite. Er nahm Schirm und Hut.

Sophie war ausser sich. „Nun gut,“ rief sie, „ich werde schon sehen, was ich dagegen thun kann.“

„Nichts, liebe Dame, nichts! Verlassen Sie sich darauf. Bis Morgen Mittag haben Sie Zeit zum Ueberlegen. Ist die Frist verstrichen, dann lasse ich die Möbel fortholen und übergebe dem Wirth den Schlüssel zur Wohnung. Guter Rath kommt über Nacht. Hoffen wir, dass er auch Ihnen kommen wird und ich Sie morgen verständiger finde.“

Und indem er sie höflich grüsste und sie, als er sah, dass sie sich nicht vom Platze rührte, ironisch bat, sich seinetwegen nicht zu stören, öffnete und schloss er als wohlgezogener Mann geräuschlos die Thür.

(Schluss im nächsten Heft.)

→ Rundschan. ←

In eigener Sache.

Unser Genosse Sassenbach wurde am Donnerstag, den 6. Februar, aus dem Gefängniß zu Plötzensee nach Verbüßung einer zweimonatlichen Strafhaft entlassen und hat nunmehr seine redaktionelle Thätigkeit wieder aufgenommen. Die Verbrechen, begangen in dem Artikel zum 18. März in No. 6 des Vorjahres, sind also gesühnt, und der ruhige Staatsbürger hat eine Veranlassung mehr, sich mit dem Lächeln der Befriedigung auf den Lippen über unsere Rechtsordnung schlafen zu legen, falls ihm der Gedanke nicht Beunruhigung schafft, dass solche Bösewichte, wie der Redakteur des „Sozialistischen Akademikers“ überhaupt noch aus dem Gefängnisse wieder entlassen werden. Unserer hochwohlwöbllichen Polizei hat wenigstens die Haftentlassung unseres Redakteurs Ursache gegeben, einem dabei eventuell erfolgenden Umsturz der Staatsordnung auf's Kräftigste entgegen zu treten. Nachdem bereits mittags Genosse Sassenbach von Plötzensee nach dem Molkenmarkt transportirt worden, wurde zur Entlassungszeit nachmittags vor dem Strafgefängniß in Plötzensee ein grösseres Detachement von Schutzleuten zu Fuss und zu Pferde aufgeboden, ne quid detrimenti... Genosse Sassenbach aber wurde in aller Stille vom Molkenmarkt aus in sein Heim entsandt, um dort von seinen Freunden und Kollegen auf's Herzlichste begrüßt zu werden. Die Vorsichtsmassregeln der Behörden waren jedenfalls sehr angebracht, und wenn auch nur, um den Männern der öffentlichen Sicherheit etwas Beschäftigung zu verschaffen, da es sonst ja in Berlin nichts zu thun giebt; was hielte aber Herr von Windheim davon, wenn auch einmal am Maybach-Ufer sich ab und zu ein Schutzmann sehen liesse?

Aus der Zeit.

Der Einfluss des Chauvinismus auf Universitätsgründungen. In Brünn plante man die Gründung einer czechischen Universität. Kaum war dieser Plan in die Öffentlichkeit gedrungen, als die Deutschen ihrerseits die Gründung einer deutschen Universität verlangten. Beide Nationalitäten könnten nun durch Errichtung einer zweisprachlichen Universität zufrieden gestellt werden, wenn der nationale Chau-

vinismus nicht wäre, der jede der beiden Parteien lieber auf den ganzen Plan verzichten lässt, als dass sie der anderen die für sich selbst in Anspruch genommene Wohlthat ebenfalls gönnten. Tritt hier der Chauvinismus dreist kulturhemmend auf, so scheint er sich in Thorn zu offenbaren als ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. An massgebender Stelle soll man nämlich die Gründung einer Universität in Thorn planen, als Hochburg des Deutschthums und als Damm gegenüber dem Polen thum. So erleben wir hier das seltene Schauspiel, dass der Chauvinismus auch einmal eine Kulturthat zeitigen kann. Freilich dürfte noch viel Weichselwasser in die Ostsee fliessen, ehe sich dieser Plan verwirklichen wird, denn wo der Staat trotz bester Absichten heute Geld für eine solche Kulturaufgabe hernehmen will, das ist mir unerfindlich, er müsste denn gerade eine Anleihe bei den — Polen machen. Soennecken.

Der Kongress der sozialistischen Lehrer und Lehrerinnen Belgiens fasste unter anderen wichtigen Beschlüssen auch folgenden: „Die Gemeinderäthe sollen amtlich Schulshänken errichten, damit jedes arme Kind täglich eine vollständige Mahlzeit erhalte und im Anfang des Winters Kleidungsstücke. Die Kosten sind für jedes Schulkind auf 75 Fres. abgeschätzt.“

Von den Hochschulen.

Berlin, Januar 1896. Wenn die juristische Fakultät den Spottnamen, dass sie „die eine der beiden rückständigen Fakultäten“ sei, vielleicht verdient, weil sie schwerfällig bei alten Anschauungen beharrt, so kann man ihren Jüngern den Vorwurf des schwerfälligen Beharrens bei einmal gewonnenen Ansichten nicht gerade vorwerfen. Als kurz nach seiner Erklärung über die Stellung der Privatdozenten Professor Hinschius sein Colleg betrat, wurde er mit Scharren empfangen. Eine kurze Erklärung seiner Stellungnahme, die er hierauf sofort abgab, wirkte Wunder. Der eben „Ausgescharre“ erntete reichliches Trampeln. Wenn diese Herren Juristen auch nicht allzu viel für ihren künftigen Beruf studiren, auf ihren Eintritt in die Partei „Wetterfahne“ bereiten sie sich gründlich vor.

— Februar 1896. Ein Ausschuss der Studentenschaft wird hier wieder einmal zu gründen versucht. Der Umstand nämlich, dass namentlich die akademisch-wissenschaftlichen Vereine und die nicht incorporirten Studirenden bei den allgemeinen akademischen Festlichkeiten sich zurückgesetzt fühlten, hat den Anstoss zu der Bewegung gegeben. Der bei Weitem grösste Theil der Studentenschaft, sowohl der nichtincorporirten, wie der incorporirten, steht dem Projekt sehr theilnahmslos gegenüber. Einige Vereine haben die Sache in die Hand genommen. Das Resultat wird wohl diesmal kein anderes sein, wie früher. Persönliche und Vereins-Eitelkeit werden die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, um von sich reden zu machen, und in dem edlen Wettstreit der Eitelkeiten wird das Projekt unter grossen Reden etc. zu Grabe getragen werden. F. H.

Charlottenburg, Februar 1896. Die in der vorigen Nummer des „S. A.“ gerügten Missstände an der Technischen Hochschule haben sich unterdessen noch verschlimmert. Der lange Kathedertisch, der im Dezember für die Geheimraths-Vorlesungen in einen Experimentirtisch verwandelt wurde, ist mit Apparaten so vollgestellt, dass ein Theil der in den vorderen, tiefsten Reihen sitzenden Studenten, die an die Wandtafel angezeichneten Skizzen und Rechnungen nicht sehen kann. Als in Folge dessen einige von diesen in einer Vorlesung des Prof. Slaby über Theoretische Maschinenlehre ihr Missbehagen durch Scharren kundgaben, erhielten sie von jenem Herrn folgende klassische Antwort:

„Ich kannes nicht ändern, meine Herren; die Apparate stehen hier in allerhöchstem Auftrage; Se. Majestät wird nächste Woche hier erscheinen. Schaffen Sie mir einen anderen Hörsaal für Elektrotechnik, dann werden solche Missstände nicht vorkommen.“

Darauf wüstes Beifallsgetrampel, das nur durch ganz vereinzelter Zischen unterbrochen wurde, und der Herr Professor setzte seine Vorlesung ruhig fort.

Eben jenem erwarteten Besuche können wir es wahrscheinlich auch zuschreiben, dass während der Vorlesung zwei Herren an den aufgestellten Apparaten herumhantirten, hinaus- und hineingingen, eine Wasserluftpumpe in Betrieb setzten und andere störende Handlungen vornahmen. In Folge dieser anderweitigen Vorbereitungen mag Herrn Prof. Slaby auch so oft die Zeit fehlen, sich auf seine Vorlesungen genügend vorzubereiten. Aber all' dieses

regt mich jetzt, nachdem ich seine weisen Worte vernommen habe, nicht mehr auf. Ja früher — da ging ich in meiner Unverschämtheit so weit, zu glauben, dass ich für das Geld, mit dem ich die Vorlesungen bezahlt, auch ein Recht auf Berücksichtigung meiner geringen und berechtigten Wünsche erworben habe: einen Platz im Hörsaal zu erhalten, von dem aus ich bequem ohne Gliederverrenkungen dem Vortrage des Dozenten folgen kann, der nicht bei irgend welcher Gelegenheit einfach cassirt, oder durch Apparate verstellt wird. Auch glaubte ich, dass die Hörsäle für die Studenten bestimmt und ausserdem bereits vorhanden seien, und nicht erst von diesen — vielleicht durch Tellersammlungen — erst geschafft werden müssten.

Nachdem nun endlich der schon zwei Monate lang erwartete Besuch des Königs an der Technischen Hochschule stattgefunden hat, ist auch Professor Slaby der heissersehnte Lohn für die fortgesetzte Nichtachtung der Studentenschaft und die Vernachlässigung seiner Vorlesungen in Gestalt des Kronen-Ordens 2. Klasse zu Theil geworden. Durch lebhaftes Trampeln zeigte die Studentenschaft, dass sie diese Behandlung verdient hat. G. K.

Königsberg, Januar 1896. Vor mehreren Jahren hatte ein ehemaliger Schüler unserer alma mater, Herr Dr. Fritz Lange, prakt. Arzt in New-York, der Universität eine grosse Summe als Schenkung zur Verfügung gestellt zwecks Errichtung eines Studentenheims, welches Gelegenheit zu jeder körperlichen Ausbildung (Turnen, Schwimmen, Fechten, Reiten etc.), wie auch zu geselligen Veranstaltungen bieten sollte. Der Plan konnte aber nicht zur Ausführung kommen, da der nothwendige Zuschuss zu der Schenkungssumme in der beabsichtigten Weise von freiwilligen Beiträgen nicht zusammenkam. Um den schönen Plan nicht unausgeführt lassen zu müssen, veranlasste Dr. Lange im Juni 1894, zwecks Verwirklichung desselben, die Gründung eines Vereins „Palaestra Albertina“, dem neben anderen angesehenen Personen vornehmlich ehemalige Königsberger cives academici angehörten. Der Verein hatte aber auch nur geringe Erfolge. Nunmehr will Dr. Fritz Lange, wie der Vorsitzende des Vereins, Professor Dr. Bezzenberger, in einer öffentlichen Studenten-Versammlung mittheilte, sein ganzes Vermögen, das er in langjähriger Praxis sich erworben, dem Verein gegen 2 pCt. Zinsen zur Verfügung stellen, falls

der Bau spätestens am 1. Juli 1896 in Angriff genommen worden ist, der Verein aber bis zum 1. Mai des Jahres die Zahl von 1000 Mitgliedern erreicht hat. Gerade an unserer Universität würde die Palaestra eine ganz besondere Wohlthat für die Studirenden sein. Dem hochherzigen Manne gebührt der warme Dank aller Königsberger Studenten. M. Sp.

Strassburg, Januar 1896. Auch an unserer Universität hat sich eine sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung gebildet.

Tübingen, Januar 1896. Seit Dezember haben wir hier auch einen sozialpolitischen Verein, der unter dem Namen eines „staatswissenschaftlichen Vereins für Mitglieder aller Fakultäten“ das Erbe eines anno 92 erloschenen staatswissenschaftlichen Vereins angetreten hat.

Die Gründung machte der Magnificenz einiges Missbehagen, da sie Wiederholung Berliner Vorgänge fürchtete. Einer unserer nationalökonomischen Professoren, der zur Zeit der seligen Umsturzvorlage seine freudige Hoffnung auf Zustandekommen derselben coram publico im Kolleg aussprach, erklärte im Praktikum: „M. H., Alles was Sie in der staatswissenschaftlichen Vereinigung hören könnten, können Sie bei mir im Seminar viel besser lernen; ich rathe Ihnen vom Beitritt ab.“ Ein Kollege von derselben Fakultät erwähnten Herrn Professors dagegen erscheint persönlich und theilhaftig sich lebhaft an der Debatte. Uebrigens äusserte sich eine Reihe von Professoren, wenn sie auch Theilnehmung versagten, in zustimmender Weise. E—é

Bern, Januar 1896. Einer Versammlung von Dozenten und Studirenden, welcher etwa 80 Personen beiwohnten, legte der Privatdozent der Nat.-Oekonomie Dr. Reichesberg den Statutenentwurf einer sozialwissenschaftlichen Vereinigung vor. Auf Grund dieses Entwurfes konstituirte sich sogleich die Versammlung als sozialwissenschaftliche Vereinigung. Mitglied kann jeder Dozent und Student werden, falls er sich pro Semester zu einem Vortrage verpflichtet; der Vorstand besteht aus 2 Dozenten und 3 Studenten. Vorsitzender ist zur Zeit Professor Onken. Die Berner Vereinigung ist der erste derartige Verein in der Schweiz.

Frauenstudium.

Frauenstudium in Russland. In der ersten Nummer des „sozialistischen Akademiker's“ erschien eine kleine Bemerkung

über das Frauenstudium in Russland, die mir zu folgenden Ausführungen Veranlassung giebt: Das Frauenstudium in Russland steht ohne Zweifel viel höher als das in Deutschland. Die russische Frau trat, schon seit langer Zeit, als Kämpfer ihres Rechtes für das Studium auf: die Namen der Russinen sind weit und breit bekannt. Ich glaube, dass es genügen wird, wenn ich als Beispiel die Stockholmer Professorin der Mathematik, Sophie Kowalevsky, erwähne, deren Ruhm sogar die entferntesten Theile der civilisirten Welt erreicht hat. Die besten Beweise für unsere Betrachtung lieferten uns die im Monat Jannar abgehaltenen Sitzungen der „russischen Sektion der weiblichen professionalen Ausbildung“. Mehrere Referate waren der Frage: „Die pädagogische Vorbereitung der Frauen zur Volksaufklärung als Volksschullehrerinnen“, gewidmet. Eine besondere Beachtung aber verdienen folgende Resolutionen dieser Abtheilung: Unentbehrlich ist die Vermehrung der Mittel zur medizinischen Ausbildung der Frauen; ebenso dringend wie nothwendig ist die allgemeine Gründung von weiblichen pädagogischen Instituten mit einem umfangreichen Kurse der Pädagogik, der Naturwissenschaften, so wie der historisch-philologischen und physikalisch-mathematischen Kurse; es muss eine Erweiterung des Programms der Mädchenschulen stattfinden, bezüglich der Vergrößerung des Gebietes der weiblichen Berufsarbeit und mit dem Ziele der gerechten Gleichsetzung der Bildung beider Geschlechter“. Die interessantesten Resultate der Versammlung sind: „Da die Interessen des Familienlebens und das Recht der Frauen für die professionelle Arbeit unsere Beachtung verdienen, so halten wir es für nothwendig, die Bahn den Frauen zu folgenden Thätigkeiten frei zu machen: den pharmaceutischen, veterinären, landwirthschaftlichen, Bau-, Ingenieur-, geodätischen, chemisch-technischen u. a. m.“

Wie es auch wünschenswerth wäre, die Thätigkeit dieser Versammlung in ihren Einzelheiten zu verfolgen, sehe ich mich doch, angesichts meines Zieles, gezwungen, mit den vorher erwähnten That-sachen mich zu begnügen. Da in dieser Versammlung die Anzahl der Theilnehmer mehr als 1600 betrug — meistens Professoren, Lehrer der Latein- und Realschulen, Kuratoren, Mitglieder des Ministeriums der Volksbildung — so ist man berechtigt, die vorher erwähnten Forderungen nicht

als von den Frauen allein, sondern von der ganzen gebildeten Klasse in Russland gestellt zu betrachten. Man könnte mir erwidern, dass die Forderungen nur Forderungen bleiben werden, die Sache selbst aber nicht vom Fleck kommt. Darauf kann ich antworten, dass die jetzige Regierung selbst den Bedürfnissen der Volksbildung entgegen kam, dass die Grossfürstin Elisabetha Feodorowna, dieser Sektion (der weiblichen professionalen Bildung) ihren Beistand gewährte und besonders, dass die Gesellschaft selbst dieses Programm in Erfüllung zu bringen strebt. So z. B. stellte der General-Adjutant Stolypin sein eigenes Landhaus sammt dem Inventar für eine landwirthschaftliche Schule für Frauen, zur Verfügung. Meine Worte beweisen ja auch die sonstigen in Russland bereits existirenden Schulen für Frauen. In Petersburg existiren seit 1860 sogenannte „Bestuschener Kurse“ die mehr als 600 Studentinnen zählen, wobei zu bemerken ist, dass diese Lehranstalt in zwei Fakultäten: eine historische und eine naturwissenschaftliche, zerfällt. Ausserdem sind noch „Roschdestwenskije Kurse“ vorhanden, deren offizielles Ziel die Ausbildung zu militärischen Krankenpflegerinnen ist. Thatsächlich kann man diese Lehranstalt eher als eine medizinische Fakultät betrachten, da dort ein vierjähriges Studium nothwendig ist. „Pawlowskije Kurse“ für Hebammen, Fröbel'sche — pädagogische und zahnärztliche — bilden sämtliche Lehranstalten für Frauen in Petersburg. Was andere Städte anlangt, so existiren in mehreren (Moskau, Warschau, Kiew, Kasan, Kischinew, Odessa, Charkow etc) Krankenpflegerinnen-, zahnärztliche, pädagogische Kurse und ausserdem Lehranstalten für Hebammen, die ins gesamt mehrere Hunderte, ich will nicht sagen Tausende, von Studentinnen zählen.

Ohne davon Notiz zu nehmen, dass in Petersburg im nächsten Jahre eine medizinische Fakultät für Frauen eröffnet wird, die 800 Studentinnen betragen soll (in Deutschland wird erst jetzt diese Frage prinzipiell behandelt), will ich nur bemerken, dass schon länger als zwei Jahre fast in allen Universitätsstädten öffentliche Vorträge wieder abgehalten werden, deren Gebiet sich auf die 8 Abtheilungen der humanistischen und naturwissenschaftlichen Bildung erstreckt, und dass deren Zuhörer meistens Frauen sind. Einen glänzenden Beweis für das Bildungsstreben der russischen Frau liefern die Hunderte von russischen Studentinnen, die man in

französischen und schweizerischen Universitäten finden kann, während man die Anzahl der deutschen an den Fingern abzählen kann. Und dieses jedem Russen begreifliche Bestreben der russischen Frau hat in Russland die Sympathie aller Klassen. Wenn man dies sieht, so muss jedem vom Nationalgefühl nicht verblendeten Deutschen es klar werden, wie weit Deutschland in dieser Hineicht hinter Russland zurückgeblieben ist. M. S.

Griechenland. In diesem Semester hat die Universität Athen zum ersten Male auch weibliche Studirende; es sind 5 Damen als Hörerinnen eingeschrieben.

Professor von Bergmann äusserte unlängst über das Frauenstudium: „Ich halte die Frau zum akademischen Studium und zur Ausübung der durch dieses Studium bedingten Berufszweige in körperlicher wie geistiger Beziehung für völlig ungeeignet.“ Die Aeusserungen des Herrn Professors und Geheimraths, der ebenfalls gegen das Hinschütsche Gutachten nichts einzuwenden hatte, nehmen wohl auch in diesem Punkte auf die innerhalb der weissen schwarzen Grenzpfähle in regierenden Kreisen herrschenden Anschauungen Rücksicht. F. H.

Die medizinische Wochenschrift „Medico“ veröffentlicht einen aus dem Reichsamt des Innern erhaltenen Bescheid, welcher den Standpunkt der Regierung für unverändert ablehnend gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium erklärt.

Von unseren Professoren.

Prof. Buchner, der neueste Sozialisten-tödter. „Aufgaben der sozialen Hygiene“, so lautet das Thema des Vortrages, welchen Herr Prof. Hans Buchner, der bekannte Hygieniker, vor einiger Zeit gehalten hat. — Nachdem er die Darwin'sche Theorie auseinandergesetzt, die zeigt, dass der Kampf um's Dasein die wichtigste Triebfeder des kulturellen Entwicklungsganges in der Vergangenheit gewesen ist, wobei der jeweilig Tüchtigste — soll natürlich wieder heissen der dem Milieu Angepassteste, worauf schon Herbert Spencer wiederholt hingewiesen hat — ausgelesen wird, stellt er die Frage, ob auch in der Gegenwart der Kampf um's Dasein in der Form der wirthschaftlichen Rivalität bestehe und ob es sich beim Kampf ums Dasein um ein allgemein giltiges Gesetz handle. — Die erste Frage beantwortet er dahin, dass der wirthschaftliche Wettkampf dem Darwin'schen Kampf um's Dasein nicht gleichzustellen sei, denn ihm

fehle die auslesende Kraft, da „keineswegs nur die direkten Güter es seien, die im geschäftlichen Wettlauf der Gegenwart das Uebergewicht verleihen.“ — Die zweite Frage stellt er, um sie zu verneinen, ach nein, zunächst, um der Sozialdemokratie einen fürchterlichen Hieb zu versetzen. Er sagt nämlich, handelt es sich beim Kampf um's Dasein um ein allgemein giltiges Gesetz für die Welt der Organismen, so dass ohne ihn jede folgende Generation nothwendig von der Höhe der vorhergehenden herabsinken muss, dann ist das Loos der Kulturmenschheit besiegt; dann kann sie von der gegenwärtig erreichten Höhe nur noch abwärts gehen, und die Sozialdemokratie, die nicht nur den Kampf ums Dasein überhaupt, sondern sogar (das sogar ist kostbar) die wirtschaftliche Rivalität abschaffen will, könnte diesen Verfall nur noch beschleunigen. —

Und hier will ich ihn festnageln. — Der Redner behauptete, die Sozialdemokratie wolle den Kampf ums Dasein, ja sogar die wirtschaftliche Rivalität abschaffen. — Dies angenommen, wenn auch nicht zugegeben, da es ja blühender Blödsinn ist, zu behaupten, die Sozialdemokratie wolle ein allgemeines oder im Besonderen giltiges Gesetz abschaffen, wollen wir weiter die ausserordentliche Logik des ordentlichen Professors bewundern. Buchner kommt nämlich zu der Ansicht, dass Darwins Regel von dem nothwendigen Herabsinken von der erreichten Höhe bei Ausschluss des Kampfes um's Dasein nur für die vorwiegend ungünstigen Existenzbedingungen im unkultivirten Zustand Geltung hat. Für die überwiegend günstigen Kulturbedingungen gilt diese Regel nicht, wie man schon aus dem Beispiel der Getreidearten sehen kann, die seit Jahrtausenden kultivirt und vor dem Kampf mit ihren Mitbewerbern in der freien Natur künstlich beschützt sind, und dennoch keinerlei Anzeichen von Degeneration erkennen lassen. — Nachdem der Herr Professor also der Sozialdemokratie eine unsinnige Behauptung untergeschoben hatte, stellt er einen Grundsatz auf, auf dem sich der ganze Sozialismus aufbaut.

Was verlangt denn die Sozialdemokratie anders, als dass wir die Ungunst der bestehenden Verhältnisse aufheben sollen, und was lehrt sie anders, als dass die Schaffung günstiger Kulturbedingungen für alle Menschen den Kampf ums Dasein, ja sogar die wirtschaftliche Rivalität

event. unnöthig machen wird? — Oder hält Herr Hans Buchner die wirtschaftliche Konkurrenz für ein allgemein giltiges Naturgesetz? Herr Buchner führt dann weiter aus, dass die günstigen Existenzbedingungen, sollen sie dem Menschen förderlich sein, den Grundsätzen der Hygiene entsprechen müssen, und dass vor Allem und zunächst ein Ausgleich zwischen dem Interesse des Einzelnen und dem der Gesamtheit geschaffen werden müsse. Dahin gehe auch die gesellschaftliche Bewegung immer mehr und mehr, und sie werde nicht eher zum Stillstand gelangen, als bis, wie Buchner mit dem englischen Soziologen Benjamin Kidd*) meint, „endlich alle Menschen in die Rivalität des Lebens eintreten, nicht blos auf der Basis politischer Gleichheit, sondern unter Bedingungen gleicher sozialer Gelegenheit.“ Das klingt doch eigentlich ganz vernünftig, wenn Herr Buchner nämlich das Citat verstanden hätte oder es ihm ernst wäre mit der „gleichen sozialen Gelegenheit.“ — Eine solche von dem kapitalistischen Klassenstaate, der auf der Lohnarbeit beruht, zu erwarten, zeigt einen Mangel an Verständniss, wie ihn sich nur ein deutscher Professor leisten kann. Aber Herr Buchner will auch keinen Zweifel über seine legitime Gesinnung aufkommen lassen, er meint nämlich, dass „der nächste Schritt auf diesem Wege bei uns die Verwirklichung der in den Kaiser-Erlassen von 1890 den Arbeitern in Aussicht gestellten Berufs-Organisationen behufs möglicher Verwerthung ihrer Arbeitskraft gewesen wäre,“ und weiter, dass in dem Widerstreit der Gesammt- und Einzelinteressen drei Kategorien von Motiven in verschiedenem Sinne wirken können. — Und nun hören Sie und staunen Sie!

Das erste der Motive ist: vor allem Religion und Autoritätsgefühl bei uns im deutschen Vaterland, bei unsren Nachbarn jenseits des Rheins statt dessen Nationalstolz und historisches Zusammengehörigkeits-Bewusstsein. Das zweite ist der immer mehr heranwachsende Schutz ethischer, humanitärer, richtiger (oder vielleicht unrichtiger) altruistischer Gesinnung, die sich im realen Leben der jüngsten Vergangenheit durch die kaiserliche Botschaft von 1881 und die dadurch erfolgreich (?) inaugurierte Arbeiterschutzgesetzgebung geltend gemacht hat. „Denn offenbar (!) ist weder das Vorgehen des Kaisers Wilhelm I., noch das Verhalten

*) Benjamin Kidd: Soziale Evolution.

des Reichstages ausschliesslich und in erster Linie etwa durch die Furcht vor der Sozialdemokratie bedingt gewesen. Eher erzeugt letztere Partei durch ihr Drohen und wildes Gebahren vielfach sogar Hemmungen.“ Mit dem dritten Motive kommt Redner denn auf die Inangriffnahme sozialhygienischer Einrichtungen zu sprechen und berührt aus Zeitmangel nur die Wohnungsfrage, welche er für die dringendsten hält und für die er eventuell den Eingriff des Reiches anruft.

Es ist immer wieder interessant zu sehen, wie hohe wissenschaftliche Begabung mit enger Beschränktheit im Gesichtskreise, sobald es sich um das soziale Problem handelt, zusammen in einem Manne wohnen können. Diese Beschränktheit ist nichts anderes als ein unbewusster Ausdruck der ökonomischen Lage, in der sich der Professor im kapitalistischen Staate befindet.

Dr. Sw.

Streifzüge und Streitfragen.

Ueber Chemotropismus und Galvanotropismus. (Eine Erwiderung von Dr. G. Zepler in Berlin.) Während ich in dem Aufsatz „Atheismus in der Sozialdemokratie“ in No. 18 des vorigen Jahrgangs, wo ich mich gegen gewisse Uebertreibungen des naturwissenschaftlichen Materialismus wende, als Beleg für meine Ansichten einige von Arthur Jacobi in der „Neuen Zeit“ referirte Beobachtungen verschiedener Forscher citire und die von dem Referenten daran geknüpften Auslassungen als unbegründet zurückweise, nimmt Jacobi in No. 22 das Wort zu einem heftigen Angriff gegen meine Ausführungen. Mit vorliegendem Aufsatz soll eine Widerlegung der Ansichten meines Gegners lediglich hinsichtlich der erwähnten naturwissenschaftlichen Streitobjekte versucht werden, während ich für das Uebrige auf eine Erwiderung um so lieber verzichten kann, als ich an anderer Stelle meine früheren Ausführungen erklärend ergänzt habe und damit sämtlichen irigen Auffassungen derselben genügend begegnet zu sein glaube. Jacobi berichtete [in No. 29, XIII. Jahrgang der „Neuen Zeit“ unter Anderem über Erscheinungen von Chemotropismus und Galvanotropismus. Während ich die erstere von diesen beiden einer Kritik unterzog, überging ich die letztere. Diese Unterlassung geschah aber durchaus nicht, wie Jacobi unberechtigter Weise annimmt, mit dem dolus. Ueberzeugendes einfach fortzulassen und nur leicht Widerlegbares heranzuziehen, sondern lediglich, um meine

Ausführungen nicht zu sehr auszudehnen, und weil Jacobi selbst, wie auch aus dem Druck zu schliessen war, gerade auf das von mir besprochene Beispiel einen grossen Werth zu legen schien.

Nun sehe ich mich genöthigt, der Herausforderung Folge zu leisten, und ich will zu zeigen versuchen, dass ebenso wie beim Chemotropismus auch beim Galvanotropismus Jacobi sich mit seinen Deutungen auf falscher Fährte befindet. In Bezug auf die Erklärung beider Erscheinungen und das darüber bereits Gesagte, dessen Wiederholung zu weit führen würde, muss ich mich begnügen, auf die betreffenden Artikel in der „Neuen Zeit“ und dem „sozial. Akademiker“ hinzuweisen.

Der Versuch über den Galvanotropismus beweist sowohl an sich nichts gegen das Vorhandensein eines Willens bei den Versuchsobjekten, noch ist er im Stande, das Beispiel vom Chemotropismus zu stützen, wie Jacobi in seiner Erwiderung sagt. Gesetzt, es handelte sich bei dem Galvanotropismus um eine Art Zwangsbewegung, der die Infusorien unter dem Einfluss des galvanischen Stroms, natürlich durch aktive Bethätigung ihrer Wimpern, folgen mussten (also kein passives Mitgerissenwerden, etwa wie bei einer elektrischen oder magnetischen Anziehung), so ist doch damit nicht gesagt, dass es sich in dem andern Falle, beim Chemotropismus, nicht dennoch um eine freie Willensbethätigung handelt.

Sagt doch Jacobi selbst, auf Licht- und Wärme-, chemische und elektrische Reize reagieren alle Geschöpfe, auch der Mensch. Wenn also bei letzterem neben dem doch sicher vorhandenen Willen auch eine Reaktion auf solche Reize existirt, warum sollte nicht bei den Infusorien neben dem Galvanotropismus auch eine Willensäusserung gegenüber einer als Nährstoff „empfundenen“, wenn auch als solchem nicht „erkannten“ Substanz möglich sein?

Aber selbst der Versuch mit dem Galvanotropismus spricht in Wirklichkeit gar nicht gegen eine richtige Willensäusserung, vielmehr sogar dafür. Es sei dahingestellt, ob bei Anwendung der unpolarisirbaren Thonelektroden die Infusorien dem negativen Pole unbewusst zuschwammen, gewissermassen von einem höheren Etwas, das hier durch die elektrische Kraft dargestellt war, getrieben oder mit Willen, vielleicht in Folge einer durch die Elektrizität bewirkten angenehmen Empfindung. (Die ätherisirten,

also ihrer Bewegung bezw. Empfindung beraubten Paramäcien konnten nun dem Zwang bezw. Willen natürlich nicht folgen.) Bei den polarisirbaren Elektroden wurde nun ein Gift erzeugt, dessen Qualität die Infusorien natürlich nicht gekannt haben können, das ihnen aber unangenehme Empfindungen verursacht haben mag, die stärker waren, als ihr ursprünglicher Wille oder selbst der Zwang, dem Pole sich zu nähern. Das steht ja nicht im Widerspruch mit meiner Auslegung des Verhaltens bei Anwendung von Morphinum, salicylsaurem Natron etc., welche Stoffe trotz ihrer Schädlichkeit keine unangenehme Empfindung wachgerufen zu haben brauchen. So sind auch wir Menschen in Gefahr, in Unwissenheit oder aus Versehen Gifte zu geniessen, ohne dabei von deren Schädlichkeit von vornherein etwas zu gewahren, während wir z. B. eine ätzende Säure sofort wieder ausspeien bez. nicht weiter davon nehmen werden. — Würde der elektrische Strom erst geschlossen, nachdem die Paramäcien bereits im Wasser waren, so war das Gift noch nicht gebildet, das die Infusorien hätte von der Nähe des Poles abhalten können. Sie näherten sich stürmisch dem Pole, um dort von dem in statu nascendi noch wirksameren Gifte sofort getödtet zu werden.

Auf die weiteren psychophysiologischen Schlussfolgerungen, die an diese Versuche geknüpft worden sind, einzugehen, muss ich mir, als nicht mehr zu meiner Erwidern gehörig, versagen, wiewohl sie einer Widerlegung dringend bedürften. Nur soviel will ich hier bemerken, dass ein Beweis für die Entwicklung selbst der einfachsten seelischen Vorgänge aus rein automatischen Funktionen in der Jacobi'schen Arbeit nicht erbracht ist. Ich für meinen Theil leugne eine Entwicklung höherer seelischer Thätigkeit aus primitiven seelischen Vorgängen nicht. Aber die Beweise und Fundamente solcher Wissenschaft müssen ganz andere als die von Jacobi und seinen Autoren beigebrachten sein. Ob überhaupt eine seelische Funktion, auch die einfachste, aus blossen automatischen Funktionen und zuletzt aus molekularen Bewegungen entstehen kann, liegt an einem Punkt des unsrer Erkenntnisvermögen gezogenen Kreises. Wieder an einem Punkt desselben liegt die materialistische Erklärung des Lebens überhaupt aus molekularer Bewegung des Eiweisses.

Ob durch solche molekularen Vorgänge selbst wirklich Leben und seelische

Funktion hervorgebracht wird, oder ob die physikalischen Bewegungen der Moleküle und die ebenfalls zur Erklärung in Anspruch genommenen chemischen Umsetzungen nur Erscheinungen repräsentiren, die mit solchen Funktionen nothwendig und mit gesetzmässiger Norm einhergehen, das weiss kein Mensch. Hier verwechseln die Materialisten vielleicht Ursache und Wirkung.

Es wird daher manchem mit einem geringeren Grade von Phantasie begabten Beobachter und Lehrer, sowie der zuhörenden Menschheit nichts weiter übrig bleiben, als sich mit einer „rohen, supranaturalistischen Anschauung“ bis auf Weiteres abzufinden, auch auf die Gefahr hin, von solchen Materialisten, die das Gras wachsen hören, für unwissenschaftlich verschrien zu werden.

Litteratur.

Das Buch des Friedens, herausgegeben von Jul. V. Wundsam. Bern, 1896, Neukomm & Zimmermann. Also nennt sich das neueste Produkt des „Akademischen Friedens-Vereins zu Zürich.“ „Ein Buch der Andacht soll es sein!“ meint Bertha von Suttner zur Einführung, und beweist damit, dass es ihr und ihren Freunden überhaupt gar nicht darauf ankam, ein wissenschaftliches, wenn auch noch so kleines, Werkchen zu liefern. Diesen bescheidenen Ansprüchen, nur eine Predigt sein zu wollen, wird auch genügt. Damit dabei auch die Militärmusik nicht fehle, schreibt Herr v. Egidy: „Der Friede ist möglich, weil er nothwendig ist“ und beweist damit wiederum urbi et orbi, dass die Logik und Herr v. Egidy auf recht gespanntem Fusse leben. Um zu zeigen, dass die Ausübung der neuen Andacht auch für die übrigen Künste eine alma mater sein wolle, werden auf vier grossen Tafeln 64 Porträts beigelegt. Zweckdienlich wäre es gewesen, dazu die sämtlichen lebenden Generäle in Gala-Uniformen, oder die Militärbilder von Kaubach oder W. Schuch zu benützen. Dann wäre die Persiflage doch konsequent gewesen. — Statt dessen lassen sich die verschiedenen Gönner der „Epoche machenden“ Idee selbst typen und in Zink ätzen. Ueber die Auswahl kann man getheilte Ansicht sein. Dass Herr A. G. Freiherr v. Suttner als mari de sa femme dabei ist, beweist uns, dass seine Frau keineswegs ein so arger Blaustrumpf ist, als man sonst glauben sollte. Unter ihren Freundinnen wird sie recht eigenartig beurtheilt. So stellt Bertha

Katscher in diesem, unter der eigenen Initiative der Baroness herausgegebenen Buche „Die Waffen nieder“ als drittes Testament den beiden anderen gegenüber. Man braucht weder Jude noch Christ zu sein, um das als Beleidigung zu empfinden. Der citirte Roman ist gewiss nicht übel, aber dies Uebermass von Lob ist eine Geschmacklosigkeit.

Wir wollen die Dinge in erster Linie mit dem Verstande beurtheilt wissen. Wir wissen, dass die Kämpfe zwischen den Völkern aufs Engste mit den Klassenkämpfen innerhalb der Völker zusammenhängen. Deshalb haben Friedensbestimmungen nur Sinn auf dem Boden des alle Gewaltkämpfe beseitigenden Sozialismus. Das andere ist „verlorene Liebesmühe.“

Ch. K.

Grant Allen: The Woman who did. (Die es that.) Autorisirte Uebersetzung von Sophie Wiget. Zürich und Leipzig 1896. Verlag von Stern's „litterarischem Bulletin der Schweiz“ (Preis: 2 Fr.).

Ausser Bertha v. Suttners: „Die Waffen nieder“ ist kein Roman von so epochemachender Wirkung als Grant Allens: *The Woman who did*. Das ist auch erklärlich; vereint sich doch in beiden glänzende Darstellungsweise mit der grössten Aktualität des Stoffes. Wie „Die Waffen nieder“ Tausende und Abertausende angeregt haben, nachzudenken über die Frage, ob Kriege nothwendig und demgemäss unser Heer ein Noli me tangere, so wird auch „The Woman who did“ die Menschen zum Nachdenken aufrütteln über die Zweckmässigkeit der heutigen Eheform. Auch in Grant Allens Roman überwiegt der moralische Werth den künstlerischen; wenn auch nicht so, dass er nicht in den Kreisen Eingang sich verschaffen wird, die, übersättigt von der Moral und dem Moralischen, nur die feinsten, pikantesten Geisteswerke kosten. Zwar ist Allens Werk nicht in den gemeinen Sinne pikant, denn auch nicht eine sinnliche oder schlüpfrige Stelle findet sich in ihm, und doch ist's pikant im dem Sinne der Kostgänger des haut gout der Litteratur. — Wir Sozialisten können des zufrieden sein, wenn alle Theile der sozialen Frage in so vorurtheilsfreier, formvollendeter Weise unseren Gegnern schmackhaft gemacht werden. — Dem Verlage gebührt Dank dafür, dass er zu billigem Preise das Werk dem grösseren Publikum zugänglich gemacht; nur bitten wir bei zweiter Auflage um Anwendung deutscher anstatt schweizerischer Orthographie; denn bisweilen stört letztere den

ästhetischen Genuss, den man bei dem Lesen des Romans empfindet. A. G.

Harald Höffding, Professor an der Universität Kopenhagen: Charles Darwin. Eine populäre Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Mit einem Bilde Darwins. Berlin 1895; B. Heymann's Verlag (Preis: 50 Pf.).

Das vorliegende Buch ist ein Beweis dafür, wie mit wenigen Strichen Lehren von der Bedeutung der Darwin'schen so veranschaulicht werden können, dass Kern und Wesen derselben klar und deutlich zu Tage treten. Während wir uns früher eine genügende Erfassung dieser Lehren ohne die Fülle der beweisenden Thatsachen nicht denken konnten, und eine Menge konkreter Beispiele für ein genügendes Verständniss abstrakter Lehren, zumal in einer populären Schrift, für nothwendig hielten, sind wir durch das Werkchen des Verfassers belehrt worden, dass man auch auf anderem Wege, der ausserdem noch viel für sich hat, zum Ziele gelangen kann. Eine Hauptbedingung für eine populäre Schrift ist neben Klarheit Knappheit und Kürze; eine Ueberlastung mit nicht unbedingt nöthigen Dingen und mehr oder weniger schwierig zu verstehenden Gedanken verbietet die Zeit der Leser und der Geldbeutel derselben.

Der Verfasser hat es unternommen, das Verständniss der Darwin'schen Lehren durch Skizzirung des Gedankenganges zu erschliessen, durch welchen Darwin zu seinen Resultaten gelangt ist, und indem wir Darwin in seinen Neigungen und bei seinen Lieblingsbeschäftigungen kennen lernen, indem wir damit bekannt werden, wobei und wodurch er Beobachtungen zu machen Gelegenheit hatte, indem wir seine Beobachtungen durch seinen für die geringsten und verschiedensten Erscheinungen offenen Blick sich erweitern und durch seine Kombinationen zu Schlussfolgerungen sich entwickeln sehen, sind wir auch schon zum Verständniss seiner Lehren gelangt.

In einzelnen Fällen, wie z. B. bei der Heranziehung des Keimzustandes wäre vielleicht eine etwas ausführlichere Behandlung angebracht gewesen.

Die Schilderung des Forschers Darwin wird durch die des sonstigen Menschen zweckmässig ergänzt. Sk.

Peter Krapotkin: Der Wohlstand für Alle („La Conquête du Pain“). Zürich, 1896. A. Sanftleben.

Also endlich liegt die deutsche Ausgabe des „klassischen“ Werkes des anar-

chistischen Kommunismus vor. Ich muss gestehen, als ich s. Z. die „Conquête du Pain“ durchlas, war der Eindruck ein ganz anderer, als der „Wohlstand für Alle“ ihn bei mir hervorbrachte. Die treffliche Uebersetzung und die hübsche Ausstattung mögen vielleicht mich günstiger vorgegenommen haben. „La Conquête du Pain“ war mir als eine hübsche Plauderei mit tiefem Inhalt erschienen; in das geliebte Deutsch übertragen zeigt Kropotkin's Werk in der That fast ein wissenschaftliches Gepräge. Mir ist es darum nicht minder interessant gewesen, weil es die essayistische Form aufweist; im Gegentheil, es würde jedes wissenschaftliche Werk mehr Freunde besitzen, hat es den Zopf un-deutsche Ausdrucksweise nicht an sich. Was den „Wohlstand für Alle“ angeht, so sind wir Sozialdemokraten gewiss mit dem Theil in Uebereinstimmung, der die heutige Ordnung anzupft. Wir können auch ohne Zweifel einig sein in der Werthschätzung des Ackerbaues; aber mit der Zukunftsalerei, mit der Revolution, wie sie Kropotkin sich denkt, und da diese ja nur die Folge seiner Grundprinzipien, der Abschaffung jeglicher Art des Lohnsystems und der Verwaltung (Regierung) ist, also mit seinen Grundprinzipien können wir uns nicht zufrieden geben. Gewiss ist auch seine Art des Angriffs auf die heutige Gesellschaftsordnung nicht die unsere; aber wie er selbst in der Definition des Unterschieds zwischen seiner Physiologie der Gesellschaft und der Auffassung der Oekonomisten sagt, geht er nicht von den bestehenden Verhältnissen bei seiner Kritik aus, sondern von den Bedürfnissen der Menschen, wie er sie empfindet. Wir wollen gewiss anerkennen, dass er sich Mühe giebt, der Menschen, speziell der Arbeiter Natur zu ergründen. Aber wie er im Allgemeinen Utopist im vollsten Sinne des Wortes ist, so überschätzt er ganz besonders die Eigenschaften der Menschen. Die Idee der Regierungslosigkeit beherrscht ihn in der Weise, dass er eine kramphafte Abneigung gegen jede Art der Verwaltung an den Tag legt. Die freie Verbindung ist sein Erlösungswort. Wenn diese auch bisweilen Befugnisse sich anmaasst und schliesslich doch eine Spur von Verwaltung aufweist, so kann man wohl eine derartige Logik als verwunderlich ansehen. Würde bisweilen nicht ein Angriff auf die Autoritären (Sozialdemokraten) mich eines Besseren belehren, oder würde nicht das Wort Anarchisten so häufig wiederkehren, ich wäre versucht, vor mir eine utopische

Darstellung des verwirklichten Sozialismus zu sehen, wie sie vor der wissenschaftlichen Begründung durch die Oekonomisten, und wie sie vor der politischen Agitation durch die Sozialdemokratie geschrieben, und wie sie in märchenhafter Form zuletzt Bellamy vorgetragen. Nur die Marke ist verschieden, der Inhalt so vieler moderner Strömungen deckt sich ja vollkommen, ob wir sie ethische Kultur, Egidyaner, Sozialistärer, Freiländler & Co., oder kurzweg Anarchisten nennen. Auf einen Widerspruch will ich noch hinweisen; bei dem Kapitel: „Zweck und Leistungsfähigkeit der Produktion“ spricht Kropotkin davon, dass die Gesellschaft sich des Grund und Bodens, der Bergwerke, der Verkehrsmittel etc. bemächtigt, und dass sie ausserdem studirt, was es im Interesse Aller zu produziren gilt, was der Zweck und die Leistungsfähigkeit der Produktion ist (S. 131 d. fein. Ausgabe). Wenn man den Ausdruck „es gilt“ noch nicht besässe, in der That, er müsste erfunden werden; er passt so ausgezeichnet in unsere Zeit hinein, wo man mehr wie je hinter hochtrabenden Redensarten seiner Ideen Armuth oder seiner Gedanken Widersprüche verbergen will. Wie war doch des Edelanarchisten Egidy früheres Leitwort? Erst suche die Wahrheit, und dann mache man sie lieblich. Genau dasselbe könnte bei Kropotkin erscheinen, wenn er nicht zu ehrlich wäre. Kropotkin ist Utopist in jeder Beziehung; rechnet man seine Idiosynkrasieen hinzu, so ergeben sich die Fundamente seiner Weltanschauung. Eine Gefahr für die Arbeiterklasse ist durch die Verdeutschung der „Conquête du Pain“ nicht entstanden, sie wird im Gegentheil mit ihrem klaren Verstande sich desto leichter von Hirn-ge-spin-nen befreien und der Partei der strengen Wissenschaftlichkeit folgen.

A. G.

Klaus Krauss: An der Wende. Huroresken und Satyren, Geschichten aus dem Leben. Berlin 1893. Verlag von Joh. Sassenbach.

Der Titel ist glücklich gewählt; der Grundton, der durch alle die anspruchslosen Geschichten hindurch geht, ist eben der, dass wir an der Wende der Zeit, vor einer neuen Epoche stehen, und was diesen kleinen Erzählungen Reiz verleiht, ist, dass der Verfasser die zwiespältigen Gefühle der Menschen, die in einer solchen Zeitwende leben, meist richtig zu treffen weiss. An einigen der Skizzen hätten wir wohl auch Manches zu tadeln, andere aber zeugen von guter Beobachtung und

gesundem Humor, wie z. B. „Vergriffen“, „Verstossen“ und „Der falsche Heilige“. Eine kleine Perle schlichter Erzählerkunst ist „Ihre Freude“. Durch das ganze Buch weht ein zukunftsfreudiger Optimismus.
F. H.

Oda Olberg: Das Elend der Hausindustrie in der Konfektion. Leipzig 1896; Verlag von W. Grunow.

Wie in England eine Frau, Mrs. Sidney Webb (damals noch Beatrice Potter), es war, die zuerst auf das entsetzliche Sweatingsystem im Schneidergewerbe nach jahrelangen praktischen wie theoretischen mühsamen Studien hinwies, so sollte acht Jahre später in Deutschland Oda Olberg dieselbe traurige Menschenklasse für die gebildete Welt Deutschlands „entdecken“ helfen.

Aber ganz abgesehen davon, dass ihr Büchlein einen „Kulturkampf im wahren Sinne des Wortes“, wie der „Vorwärts“ richtig bemerkt, einleiten sollte, kann sich die Schrift, die mit grossem Fleiss zusammengestellt ist, in jeder Hinsicht mit Schriften ähnlichen Inhalts messen. Was die intellektuelle und wissenschaftliche Seite anlangt, so ist das Buch recht pädagogisch abgefasst: In knappen, aber doch in genügenden Definitionen und mit kurzen Notizen vermag die Verfasserin den Fremdesten in das unbekannte Reich der national-ökonomischen termini technici glücklich einzuführen. Treffend und klar z. B. zeigt sie den Unterschied der Hausindustrie und des Fabrikbetriebes, scharf begründet sie, warum erstere trotz ihrer historischen Inferiorität so sehr sich zu erhalten vermag. Alles ist übersichtlich geordnet, nichts zum Verständniss unbedingt Nothwendiges ist fortgelassen; andererseits aber ist Alles wieder auf das nöthigst Wissenswerthe zusammengedrängt, so dass es schwer wird, dem Leser einen guten Auszug aus der Schrift vorzuführen. Wir müssen ihn auf die Lektüre selber verweisen; keinen wird das Buch unbefriedigt lassen, selbst der Fachmann wird manches neue Thatsachenmaterial finden, da eine genaue Erhebung über die Hausindustrie der Konfektionsbranche bislang fehlt. Wir können das Buch um so mehr empfehlen, da wir ja noch etwas unter der Aera der „Laura Marholm“ stehen: Denn Oda Olberg kann in systematischer, präziser und pädagogischer Darstellung ein Muster für manchen Mann sein!

Am meisten jedoch wird unsere Gefühlswelt gepackt!

„O sage nicht fremdes Leid!

Ein Leid ist fremd dir nie.“

So lautet das Motto der Schrift, und wirklich, aus jedem Wort klingt es:

„Ich will meine Stimme erheben

Und rufen, dass man es weit höre:

Der Geist, der heut' herrscht, ist eine Schmach den Menschen

Und eine tiefe Schande den Völkern!

Sein Gift frisst um sich wie der Krebs.“

Diese Sprache des Herzens, die immer betont, dass „es Dinge giebt, die man nicht im behaglichen Salon mit sattem Magen nachempfinden kann“, ist es wohl auch, die selbst in verhärteten kapitalistischen Gemüthern (die „Norddeutsche Allgemeine“ ausgenommen) zündend gewirkt hat: Denn es ist eine merkwürdige Thatsache, dass die deutsche Bourgeoisie wie Behörde zum ersten Male so offen für die Proletarier Partei ergriff.

Leider werden einige Stellen (z. B. wenn es heisst: „Wäre es für die Konfektionsgeschäfte nicht passender, wenn sie ihre Schaufenster mit Trauerkrepp und Todtenschädeln zierten?“) wegen ihrer übertriebenen und geschmacklosen Darstellung, mag sie auch bei dem furchtbaren Elend noch so erklärlich, ja, fast berechtigt sein, diesen oder jenen Leser etwas abtossen.

Im Uebrigen ist die Schrift aber mit jenem Ernst der Wahrheit geschrieben, der in gleicher Weise sich von jeder Schönfärberei wie von jeder Uebertreibung fernhält, indem die extremsten Fälle nicht berücksichtigt werden. Ein Jeder kann aus der kleinen Schrift etwas lernen: Der Proletarier wird auf die Organisation verwiesen, die Behörden auf die Gesetzgebung für die Hausindustrie, die Gebildeten auf den Mangel an Muth, das Elend sehen zu wollen. Dem sozialistischen Studenten insbesondere sei Oda Olberg ein Vorbild: „Gehe hin und thue desgleichen!“ X. Y.

Henrik Pontoppidan: Aus ländlichen Hütten. Dorfbilder. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Berlin 1896; B. Heymann's Verlag (Preis: 1 Mk.).

Sechs kleine Erzählungen in anspruchsloser Form, die Sujets der einfachen Alltätlichkeit des Bauernlebens entnommen. Freilich keine friedlichen Idyllen à la Auerbach, mit hübsch reingewaschenen Buben und Dirnen und treuer Liebe trotz Hass der Väter. Wir sehen hier die Leute frühzeitig gealtert durch den rauen Kampf

um das tägliche Brod, wir sehen, wie die rein menschlichen Empfindungen sich umbilden, so dass das gemästete Schwein dem Herzen der Familie näher steht, als die eigenen Kinder. Tief ergreifend ist besonders die erste Skizze „Gevatter Tod“ mit ihrem schlichten Erzählerton. Die anderen sind nicht ganz einwandfrei, stellenweise tritt die Antheilnahme des Dichters zu auffällig als Tendenz vor, am meisten in „Gnadenbrod“. Doch wegen der ersten Erzählung allein verlohnt sich schon die Anschaffung des Buchs. C.

Elisée Reclus: *Projet de construction d'un Globe Terrestre à l'échelle du cent-millième.* Bruxelles. Edit. de la Société nouvelle 1895. — Der Verfasser bespricht in einleuchtender Weise die Nachtheile unserer heutigen kleinen Globen und der platten Landkarten. Sein Vorschlag, einen Globus im Maasstabe 1:100 000 anzufertigen, erscheint verlockend, bietet aber eine Menge technischer Schwierigkeiten. Diese zu überwinden, halten auch wir allerdings nicht für ausgeschlossen.

F. H.

Robert Seidel: *Aus Kampfgewühl und Einsamkeit. Gedichte.* Stuttgart 1895. J. H. W. Dietz (Preis: 1 Mk.).

Seidels Poesieen haben etwas ungemein Erfrischendes; sie bringen aus der Einsamkeit den wohlthuenden Duft des Waldes mit in das tosende Kampfgewühl. Wie es dem Sänger des Proletariats gebührt, ist Seidel nicht weichlich sentimental, sondern er ruft mit laut erhobener Stimme zum Kampfe für der Freiheit Ideal und zum Streite gegen der Lüge Macht. Das muthige Eintreten für Freiheit und Wahrheit hat den schlichten Webergesellen zum Volksschullehrer und dann zum Lehrer des Volkes gemacht, das schuf ihm seinen Platz als Vorkämpfer des arbeitenden Volkes in Wort und Schrift. Auch in den vorliegenden Gedichten ist Seidel, ganz seinem Wesen getreu, in hervorragendem Maasse Sozialpädagoge. A. G.

Revue.

In No. 4 der „Frauenbewegung“ findet sich ein ganz kurzer Aufsatz über „Die Frauen und die Konsum-Genossenschaften.“ Derselbe geht von dem an sich richtigen Grundgedanken aus, dass in der heutigen Gesellschaft der Frau — im wesentlichen also der Frau der bürgerlichen Klassen — die Verwerthung des zur physischen Existenz nothwendigen Einkommens obliege, dass daher die Frage der Konsum-Genossenschaft für sie eine

direkte praktische Bedeutung habe. Wenn gleich in dem Artikel viel mehr als eine blosser Aufstellung dieses Gesichtspunktes nicht gegeben ist, so ist doch das Faktum, dass die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen sich mehr und mehr der Diskussion rein ökonomischer Fragen zuwenden, bezeichnend für das neue Stadium, in das die ganze sog. Frauenbewegung hineingerathen ist. Die deutsche Frauen-Agitation — ungleich der frühern nordischen mit ihrem Einfluss auf das gesamte öffentliche und Geistesleben der Nation — hat zur Erfüllung der einen Aufgabe, die man von ihr erwarten konnte, einer Reihe bedeutender Individualitäten unter den Frauen den Nährboden zu schaffen, sich durchaus als unfähig erwiesen. Eine ideelle Bedeutung für den Emanzipationskampf unserer Zeit kann ihr nicht zuerkannt werden. Daher erscheint jenes andere Ziel, den einmal vorhandenen wirtschaftlichen Wirkungskreis der Frau durch systematischen Ausbau allgemeinen sozialen Interessen dienstbar zu machen, durchaus als ein wirklicher Fortschritt. Auch würde diese neue Thätigkeit ein Abziehen von der bisherigen öden Petitionsschreiberei bedingen, und wenn jener Artikel über die Broschüre von Adele Gerhard, „Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie“ sagt: „Was an der Broschüre vor allen Dingen interessant erscheint, ist die Thatsache, dass eine Frau sich einmal in eine ganz nüchterne volkswirtschaftliche Spezialfrage vertieft und das Resultat ihrer Erkenntniss klar zur Anschauung gebracht hat“, so würde diese Anschauung, als Aufforderung und Programm aufgefasst, auch allgemein eine Hebung des intellektuellen Niveaus der Frauenrechtlerinnen bewirken.

Ein weiterer Beleg für diese Ansicht ist der in derselben Zeitschrift veröffentlichte Vortrag von Dr. Sophie Daszynska. Gegen die sachlichen Ausführungen desselben lässt sich wohl manches einwenden — an dieser Stelle wollen wir hiervon Abstand nehmen, zumal er bereits im vorigen Hefte dieses Blattes behandelt wurde — seine symptomatische Bedeutung ist unverkennbar.

Die „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“ enthält in dem vierten Hefte des XIX. Jahrgangs einen Aufsatz „Die Anwendung des Funktionsbegriffs auf die Beschreibung der Erfahrung“ (von J. Kodis), der sich zwar an einen speziellen Leserkreis richtet, insofern aber allgemeinere Beachtung verdient, als dergleichen Versuche,

die Fundamente philosophischen Denkens auf wissenschaftliche, d. h. mathematische Grundbegriffe zurückzuführen, geeignet sind, die bei den meisten „Gebildeten“ vorherrschende Neigung zu Schlagwörtern einer Richtung einerseits, wie zur rohen Empirie und Negrung rein theoretischer Forschung andererseits, zu zerstören. Der Verfasser, der sich an ein Werk von Richard Avenarius „Kritik der reinen Erfahrung“ eng anschliesst, kommt zu dem Resultate, „dass es eine Möglichkeit giebt, mit Hilfe des Funktionsbegriffes eine Beschreibung, wenn nicht unseres ganzen theoretischen Verhaltens, so wenigstens unserer „Erfahrung“ durchzuführen, wobei die „psychischen Werthe“ nach den biologischen Kategorien eingetheilt und bestimmt sein würden“, und zwar erhält er dies auf folgendem Wege. Er bezeichnet, um auf seine Terminologie einzugehen, jeden „erfahrenen Werth“ durch y , das „centrale System“ mit C , berücksichtigt jede Aenderung eines Umgebungsbestandtheils durch Einführung dieses variirenden Umgebungsbestandtheiles r , und drückt dann die Abhängigkeit jedes y -Werthes von den beiden Variablen, des Systems und seiner Umgebung, durch Anwendung des Funktionsbegriffes folgendermaassen aus:

$$y = F_1(C, r).$$

Da er nun durch eine andere Ueberlegung findet, dass man y in einen constanten Werth überführen kann, so folgt daraus, dass auch $F_1(C, r)$ constant wird, d. h., dass die Grössen C und r von einander abhängig sind. „Somit leitet uns die zuletzt besprochene Formel aus dem Gebiet einer sich noch entwickelnden Erkenntniss in das Gebiet der fertigen Erkenntnisswerthe über, die als Ausdruck fest bestimmter organischer Zustände aufgefasst werden müssen.“

Meines Erachtens beginnt aber erst hier die Schwierigkeit. Die Gleichung:

$$F_1(C, r) = \text{const.}$$

besagt für uns sehr wenig, so lange wir nicht die Art der Funktion F_1 kennen. Zu dem begrifflichen Inhalt jener Formel hätten wir auch ohne Anwendung rechnerischer Hilfsausdrücke kommen können. Die Feststellung des Funktionalwerthes ist uns aber auf rein begrifflichem Wege nicht gegeben. Soll nun jene Formel in eine Anzahl von Spezialfällen aufgelöst werden, so ist ihre strenge Gültigkeit, und darin besteht doch ihre theoretische Bedeutung, aufgegeben. Wenn ich also dem Gedankengange des Verfassers richtig ge-

folgt bin, so handelt es sich nunmehr um nichts weniger, als um die Aufstellung einer „Mechanik des Geistes“, oder wie man sich sonst ausdrücken will. Eine solche ist aber meines Wissens einstweilen noch nicht vorhanden, kann auch nach dem bisherigen Stande der allgemeinen Naturerkenntniss schwerlich jetzt entstehen. Das Hauptproblem ist daher nicht gelöst, sondern lediglich in exakte Form eingekleidet.

Ich glaube aber doch, dass dergleichen Exkursionen für jeden Akademiker von Interesse sein müssen, der sich nicht mit Resultaten der Induktion begnügt, sondern sich klar werden will über die Voraussetzungen, denen unsere gesammte Wissenschaft unterworfen ist.

Prof. Viktor Böhmert bespricht in dem „Arbeiterfreund“, dem „Organ des Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen“ (3. Heft, 33. Jhrg.) das bekannte Buch von Otto Ammon „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen“. So sehr er mit ihm in der Vertheidigung des Kapitalismus übereinstimmt, kann er sich doch mit der „naturwissenschaftlichen Grundlegung der Gesellschaftsordnung“ nicht befreunden. Vor Allem vermisst er die ethnische Grundlage, die nach seinen folgenden Auslassungen wohl in einer allgemeinen Philanthropie zu finden ist, welche im Gegensatz zur natürlichen Auslese der Starken gerade der an sich Benachtheiligten sich mit Bruderliebe annimmt.

„Das unverdrossene Schaffen für die körperlich, geistig und sittlich Armen und Schwachen nach dem christlichen Grundsatz: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ (*), ist doch für das Verständniss und für die Verbesserung der modernen Gesellschaftsordnung viel wichtiger als die ganze Darwin'sche Lehre von der Vererbung und natürlichen Auslese. Auch die Armen und Schwachen haben ihre Mission. Ein gebrechliches Kind hält oft ganze Familien liebend zusammen“ u. s. w.

Wenn alle Mitglieder des „Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen“ von den gleichen sittlichen Anschauungen beseelt sind, dann kann jenes „Wohl“ nicht mehr lange auf sich warten lassen. C.

(*) Der Grundsatz der modernen Medizin lautet freilich: „Der Arzt ist in erster Linie dazu da, um die Ge- und Kranken gesund zu erhalten, nicht um die Kranken zu heilen.“

Notizen.

Internationale Hochschul-Statistik. Rechnet man nach den in der „Minerva“ enthaltenen Angaben aus dem W. S. 1894/95 die Frequenz der verschiedenen an einem Orte befindlichen Hochschulen (staatliche, private und kirchliche Universitäten, Fakultäten, technische, landwirthschaftliche und thierärztliche Hochschulen, die verschiedenen Akademien und Collegien) zusammen, so erhält man, wenn man die nicht immatrikulirten Hörer mitrechnet und dann auf die vollen Hunderte abrundet, folgende 34 Orte als frequenteste Universitäts-Städte der Welt mit über 2000 Studenten und Hörern.

Berlin (F. W.-Universt., techn., thierärztl., landwirthsch. Hochschulen, Berg-Akademie, militärztl. Bildungs-Anstalt)	12 500
Paris (sämmtl. facultés)	11 000
Wien (Univ. und 5 andere Hochschulen)	8 400
London (Candid.-Univ. und Un.-Coll.)	7 500
Madrid (Univ. und drei andere Hochschulen)	6 800
Petersburg (8 Hochschulen)	6 300
Neapel (4 Hochschulen)	5 500
Calkutta (Candidaten-Univers.)	5 300
Budapest (3 Hochschulen)	5 300
Prag (4 Hochschulen)	5 200
München (3 Hochschulen)	5 200
Moskau (3 Hochschulen)	4 800
Madras (Candidaten-Univers.)	4 200
Rom (3 Univers. und 4 Coll.)	3 900
Athen (staatl. Univers.)	3 300
Cambridge in Amerika	3 300
Oxford	3 300
New-York (3 Hochschulen)	3 200
Bombay (Candidaten-Univers.)	3 200
Manchester	3 000
Leipzig	3 000
Edinburg	2 900
Cambridge in England	2 900
Ann Arbor	2 800
Kijir	2 400
Philadelphia	2 400
Turin	2 400
New-Haven	2 400
Minneapolis	2 200
Bordeaux (facultés)	2 200
Allahabad (Candidaten-Univers.)	2 100
Zürich (2 Hochschulen)	2 100
Glasgow	2 100
Lyon (facultés)	2 000

Es entfallen davon also 24 auf Europa und davon 6 auf Gross-Britannien, je 3 auf die übrigen 5 Grossmächte und je eine auf Spanien, Griechenland und die Schweiz. Bedenkt man, wie bei den 10 aussereuropäischen die englische Sprache überwiegt, so kann man sich ein ungefähres Bild von der Weltherrschaft derselben machen.

— ch.

Der Erlass des Oberkirchenraths verbietet nicht nur den Pastoren das Eingreifen in so „weltliche“ Dinge wie die Politik, sondern er warnt auch die Studenten und Kandidaten der Theologie vor der allzu intensiven Beschäftigung mit der sozialen Frage. Das hält die Kommilitonen offenbar vom Katechismus und der Exegese ab. Man wird noch ein paar Semester zulegen müssen, weil wegen der neuen enormen Fortschritte der theologischen Wissenschaft das triennium academicum nicht ausreicht. Denn die Zumuthung kann man doch nicht stellen, gerade von dem interessantesten und einzig wichtigen Theile des Studiums abzusehen. Oder doch? Arme Kommilitonen! Ch. K.

Messina. Unter Mitwirkung von Studierenden und Professoren erscheinen anstatt der vom Diktator Crispi unterdrückten Zeitungen immer wieder neue Vorkämpfer für den Sozialismus. So jetzt der vom Dr. Francesco Thommaso, Corso Cavono, 24 Menine, Cicile. Unser Parteiorgan „La Riscona“ ist nicht todtzubringen; obgleich etwa 20 Redakteure entweder im Gefängniß oder im Domicilio Coatto Freiquartier vom Vater der Armen Crispi haben, lebt es immer noch. P—r.

Fidulitas.

Völker Ost-Europas, wahrt Eure heiligsten Güter! Professor Wagner erwähnte kürzlich in seiner Vorlesung die Thatsache, dass in Russland 95 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind. Wegen dieser „Beleidigung der russischen Nation“ erhielt er nach einigen Tagen einen anonymen Brief, den er in seinem nächsten Kolleg auszugsweise zur Kenntniß der Hörer brachte, und der u. A. folgenden Passus enthielt: Wenn Professor Wagner über russische Verhältnisse unterrichtet wäre, müsste er auch wissen, dass Russland für die Kultur bedeutend mehr geleistet habe als Deutschland. C.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Sassenbach, Invalidenstr. 145.

Verleger: Hans Baake, S., Dresdenerstr., City-Passage. — Drucker: Janiszewski & Quitt, S., Dresdenerstr. 38